

# Mensch und Sprache

## Individuum, Nation und Menschheit in Humboldts Sprachphilosophie\*

VON PETER J. BRENNER

### Humboldts Weg zur Sprache

Der Bildungsreformer Wilhelm von Humboldt hat seinen festen Platz im kulturellen Gedächtnis Deutschlands. Auch der Staatstheoretiker, der als jugendlicher Autor schon die „*Gränzen des Staates*“ umrissen hat und der als Diplomat wie auch als Autor einer ganzen Reihe von Memoranden die preußische Innen- und Außenpolitik mitgestaltet hat, ist nicht ganz vergessen.

Den weitaus größten Teil seiner überwiegend unveröffentlicht gebliebenen Schriften hat Wilhelm von Humboldt jedoch dem Studium der Sprachen der Welt gewidmet. Fast keiner von Humboldts Texten zur Sprache ist fertiggestellt worden. Humboldt war ein Virtuose des Fragments. Er hat selbst darüber gegrübelt, warum das wohl so sei.<sup>1</sup> Diese Neigung zum Fragment ist einerseits zeit-typisch, sie wird andererseits verstärkt durch Humboldts selbstkritische Skepsis gegenüber seinen eigenen Ergebnissen. Das ist oft festgestellt worden, und man könnte hinzufügen, dass er diese Eigenart mit einigen der Meisterdenker seiner Zeit teilt.<sup>2</sup> Dem von Herder festgestellten „*Erbfehler der Deutschen, Systeme zu zimmern*“, ist Humboldt jedenfalls nicht verfallen.<sup>3</sup>

Zunächst ergibt sich das Fragmentarische ganz trivial aus der überwältigen- den Menge des Materials, das von einem Einzelnen gar nicht mehr zu bewäl- tigen war. Die Unfertigkeit von Humboldts sprachwissenschaftlichen Schriften kann man zudem zurückführen auf sein Bemühen, eine sich ihm erst allmählich

---

\* Erweiterte Fassung des Vortrags, gehalten am 6. Mai 2017 in Potsdam zur 105. Tagung der Humboldt-Gesellschaft aus Anlass der 250. Wiederkehr de Geburtstags von Wilhelm von Humboldt.

1 Wilhelm von Humboldt, *Bruchstück einer Selbstbiographie*, GS XV, S. 452f. – Wilhelm von Humboldt wird mit der Sigle „GS“ zitiert nach: *Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Berlin: Behr 1903-1936.

2 Vgl. auch Peter J. Brenner, Carl von Clausewitz: „*Vom Kriege*“. *Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Nachauflklärung*. In: *GEISTESwissenschaften – IdeenGESCHICHTE. Festschrift für Helmut Reinalter zum 70. Geburtstag*, hrsg. v. Josef Wallmannsberger, Frankfurt a.M.: Lang 2013, S. 89-114; hier S. 107-109.

3 *Johann Gottfried Herder an Johann Georg Scheffner, Brief vom 31. Oktober 1767*, in: *Johann Gottfried von Herder's Lebensbild. Sein chronologisch-geordneter Briefwechsel*, hrsg. v. Emil Gottfried von Herder, Bd. 1, 2. Abt., Erlangen: Bläsing 1816, S. 287.

entwickelnde Methode, die den „Weg vom Universellen zum Individuellen“ gehen will, konsequent anzuwenden.<sup>4</sup> In Humboldts Sprachreflexion verschränken sich immer wieder die verschiedenen Ebenen, und am Ende kommen sie zu einer – mehr oder weniger – „glücklichen Verbindung von Überblick, Feststellung und Deutung“<sup>5</sup>.

Editorisch ist das Textkorpus von Humboldts Schriften über die Sprache bis heute nicht ausgeschöpft. Zu Lebzeiten hat Humboldt fast nichts aus seinem riesigen Manuskriptkonvolut veröffentlicht, abgesehen von seiner Studie über die „Urbewohner Hispaniens“ und einigen Akademie-Reden.<sup>6</sup> Die siebenbändige Ausgabe, die Alexander von Humboldt 1841 veranlasste, bringt einige der sprachwissenschaftlichen Schriften, insbesondere den langen Text „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“, der bereits 1836 erstmalig erschienen war und 1848 im sechsten Band der Humboldt-Ausgabe neu vorgelegt wird. Daneben erscheinen in dieser Ausgabe noch vier der Akademie-Reden. 1883/84 edierte der Sprachwissenschaftler Heymann Steinthal eine zweibändige Ausgabe von Humboldts „sprachphilosophischen Werken“, welche eine erste zusammenhängende Rezeption ermöglichte. Die von Albert Leitzmann und anderen Herausgebern zwischen 1903 und 1936 edierte große Akademieausgabe veröffentlicht im Doppelband 7 die sprachwissenschaftlichen Schriften, bleibt aber in ihrer Beschränkung auf bereits Ediertes und mit dem Verzicht des Rückgriffs auf Archivmaterial höchst unbefriedigend.<sup>7</sup>

In den 1970er Jahren haben die archivarisches Forschungen Kurt Mueller-Vollmers gezeigt, dass weit über diese publizierten Texte hinaus noch uferlose Manuskriptbestände Humboldts zur Sprachwissenschaft den Zweiten Weltkrieg überdauert haben. Der Nachlass Johann Karl Eduard Buschmanns, Humboldts „Eckermann“, wurde von Mueller-Vollmer 1975 im Geheimen Preußischen Staatsarchiv wiedergefunden, wohin er im Zuge der Kriegsevakuierung gebracht wurde; und den Hauptteil von Humboldts sprachwissenschaftlichem Nachlass fand er in der Jagellonen-Universität in Krakau.<sup>8</sup>

---

4 Ute Tintemann, *Das Allgemeine vor dem Individuellen. Zur Gestalt der (sprachwissenschaftlichen) Texte Wilhelm von Humboldts*, in: Wilhelm von Humboldt. *Universalität und Individualität*, hrsg. v. Ute Tintemann/Jürgen Trabant, München: Fink 2012, S. 127-140; hier S. 136.

5 Vgl. Hans Arens, *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. Freiburg/München: Alber, 2., durchges. u. stark erw. Aufl. 1969, S. 187.

6 Jürgen Trabant, *Weltansichten*, München: Beck 2012, S. 18; zu der etwas unübersichtlichen Lage der Akademiereden vgl. ebd., S. 125-130.

7 Vgl. Kurt Mueller-Vollmer, *Humboldts sprachwissenschaftlicher Nachlaß und die Humboldt-Rezeption*, in: ders., *Wilhelm von Humboldts Sprachwissenschaft: ein kommentiertes Verzeichnis des sprachwissenschaftlichen Nachlasses. Mit einer Einleitung und zwei Anhängen*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1993, S. 5-79; hier S. 9-14.

8 Vgl. ebd., S. VII f.

Auf dieser Basis veranstaltet die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften seit 1994 eine inzwischen auf zehn voluminöse Bände angewachsene Ausgabe dieser Manuskripte, die insbesondere Humboldts gigantische Materialsammlung zu verschiedenen Sprachen der Welt und seine sprachwissenschaftliche Korrespondenz enthalten.<sup>9</sup>

Im Wesentlichen sind Humboldts sprachwissenschaftliche Studien das Werk seiner letzten eineinhalb Lebensjahrzehnte. Nachdem er Ende 1819 endgültig aus dem Staatsdienst ausgeschieden war, widmete sich der Privatier Humboldt auf seinem Stammsitz Tegel fast ausschließlich sprachwissenschaftlichen Studien. Sein Interesse an der Sprache reichte jedoch viel weiter zurück. Erste Textfragmente zum Thema finden sich schon in den 1790er Jahren; und einen entscheidenden Schub erhielt Humboldts sprachwissenschaftliche Neugierde bei seinen beiden Reisen durch das Baskenland von 1799 und 1801. Bei den Basken, oder, wie er schreibt, den „*Vasken*“, wurde er mit einem sprachlichen Phänomen konfrontiert, das die Forschung bis heute vor Rätsel stellt. Das Baskische, das heute noch gesprochen wird, ist eine Sprache, die in keinem erkennbaren historischen und systematischen Bezug zu einer anderen Sprache steht. Seine morphologische Komplexität überbietet bei Weitem die aller indogermanischen Sprachen.

Nachdem ihm diese Sprache bekannt geworden war, kündigt Humboldt ein Buch darüber an, das aber nicht erscheint. Seine erste Publikation nach dem Rückzug aus dem Staatsdienst ist dann aber, 20 Jahre nach dem Besuch im Baskenland, seine Arbeit über die Basken.<sup>10</sup> Sie bleibt freilich weit hinter dem zurück, was man hätte erwarten können: Es ist nicht mehr als eine vergleichende Untersuchung von Orts- und Personennamen, mit der er die Verbreitung der Basken auf der Iberischen Halbinsel untersuchen will.

Die Spanienreisen um 1800<sup>11</sup> dürften das Initialereignis gewesen sein, das zu Humboldts späteren ausgedehnten Sprachstudien führte.<sup>12</sup> Am Anfang stehen, stärker als in den späteren Studien, auch noch die poetischen Momente der Sprache im Blickpunkt seines Interesses, wie sein langer Brief über „*Wallenstein*“ an dessen Autor aus dem Jahre 1800 bekundet.<sup>13</sup>

---

9 Vgl. ebd., S. 21-55.

10 Wilhelm von Humboldt, *Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache*, Berlin: Dümmler 1821.

11 Lothar Gall, *Wilhelm von Humboldt. Ein Preuße von Welt*, Berlin: Propyläen 2011, S. 95-98.

12 Trabandt, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 55.

13 *Wilhelm von Humboldt an Friedrich Schiller, Brief Anfang September 1800*, in: *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt*, Berlin: Aufbau Verlag 1962, Bd. 2, S. 189-212; dazu Trabandt, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 56-59.

Seine späteren Sprachstudien werden sehr viel komplexer angelegt sein, um den Preis allerdings, dass sie so gut wie nie abgeschlossen und veröffentlicht werden können. Unmittelbar nach seinem endgültigen Abschied aus dem Staatsdienst hat Humboldt seine Vortragstätigkeit in der Preußischen Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Von 1820 bis zu seinem Tod hat die Forschung insgesamt 26 Akademievorträge identifiziert, deren Manuskripte großenteils nur fragmentarisch rekonstruiert werden konnten.<sup>14</sup> Die weitaus meisten dieser Vorträge sind aus Humboldts Sprachstudien hervorgegangen. Manche, insbesondere der erste, haben programmatischen Charakter. Sie lassen den Ehrgeiz erkennen, empirische Sprachstudien als eigenes Forschungsfeld zu etablieren.

Der Zeitpunkt hierfür war günstig. Die Sprache war ein Thema, das schon die Aufklärer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts intensiv beschäftigt hatte. Spätestens seit Leibniz hatte die Sprachwissenschaft der Aufklärung die babylonische Vielfalt der Sprachen als ein Hemmnis des Denkens aufgefasst. An ihre Stelle sollte eine künstliche *Lingua Universalis*, eine ebenso universale wie eindeutige Sprache treten, die jedem Missverständnis ein für alle Mal ein Ende bereiten würde<sup>15</sup> – was freilich auch ein „*Ende der Sprache*“ implizierte.<sup>16</sup> Die analytische Philosophie des 20. Jahrhunderts hat dieses Programm wieder aufgegriffen; aber im 17. wie im 20. Jahrhundert ist es gescheitert, und die sprachtheoretische Diskussion hat sich von diesen Illusionen, wenn auch bis heute nicht endgültig, verabschiedet.

Impulsgebend für einen aufklärerischen Neuansatz der Diskussion war Denis Diderots „*Lettre sur les sourds et muets*“ von 1751.<sup>17</sup> Parallel dazu hat sich in Deutschland eine eher spekulativ-philosophisch orientierte Beschäftigung mit der Sprache etabliert, die ihre Anstöße wesentlich durch ein Preisausschreiben der Preußischen Akademie der Wissenschaften erhalten hat. Johann Georg Hamann und besonders Johann Gottfried Herder lassen die älteren Sprachdiskussionen hinter sich. Sie beschäftigt die Frage nach dem „*Ursprung der Sprache*“,<sup>18</sup> die insbesondere bei Herder zu der weitergehenden Frage führt, in welcher Weise die Sprachfähigkeit das Menschsein überhaupt erst konstituiert<sup>19</sup> – eine Fra-

---

14 Vgl. die Edition in: *Wilhelm von Humboldt, Über die Sprache*, hrsg. v. Jürgen Trabant, Tübingen/Basel: Francke 1994; eine von Wiebke Witzel besorgte Zusammenstellung der Vorträge findet sich hier S. 224–227.

15 Umberto Eco, *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*, München: dtv 2002, S. 276–298.

16 Vgl. Jürgen Trabant, *Über das Ende der Sprache*, in: „*Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache*“. *Zur Sprachlichkeit des Menschen*, hrsg. v. Markus Messling/Ute Tintemann, München: Fink 2009, S. 17–33; hier S. 24f.

17 Vgl. Joachim Gessinger, *Auge & Ohr: Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen 1700–1850*. Berlin/New York: de Gruyter 1994, S. 179–380.

18 Jürgen Trabant, *Traditionen Humboldts*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, S. 30f.

19 Hans Dietrich Irmscher, *Johann Gottfried Herder*, Stuttgart: Reclam 2001, S. 44–74; vgl. auch Georg W. Bertram, *Sprachphilosophie zur Einführung*, Hamburg: Junius 2011, S. 135–144; Humboldt kommt hier nur mit einer beiläufigen Erwähnung vor; vgl. S. 145.

ge, die Humboldt später wieder aufgreifen wird. Die damit zusammenhängende Frage nach dem „*Ursprung der Sprache*“ wird in dieser Zeit nicht empirisch, also historisch oder biologisch, zu beantworten versucht. Die Denkansätze sind spekulativ. Auf der einen Seite stehen die Anhänger des – 1759 verstorbenen – Akademiepräsidenten Pierre Louis Maupertuis, die an einen „*natürlichen*“ Ursprung der Sprache glaubten, auf der anderen Seite Johann Peter Süßmilch, der den „*göttlichen Ursprung*“ verteidigt und damit nicht allein steht.

Herders preisgekrönte Akademieabhandlung von 1771 lässt beide Positionen hinter sich, ist aber nicht minder spekulativ. Herders Abhandlungen zur Sprache sowie seine „*Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*“, die zwischen 1784 und 1791 erschienen, weisen den Weg, den speziell die deutsche Sprachwissenschaft künftig gehen wird. Herder hält an dem Gedanken fest, dass die Sprache den Menschen zum Menschen macht, und zugleich erkennt er, dass die Sprachen in ihrer empirischen Mannigfaltigkeit ernstgenommen werden müssen.

Parallelitäten zwischen Herders und Humboldts Auffassung der Sprache sind unübersehbar, umstritten ist aber, ob eine direkte Abhängigkeit besteht und ob Humboldt Herders Texte überhaupt gekannt hat, was zu kuriosen politischen Debatten geführt hat. Es kann keinen ernsthaften Zweifel daran geben, dass die Prämissen von Humboldts Sprachphilosophie wesentliche Wurzeln bei Herder haben, gleichviel, ob er nun Herders Schriften direkt gelesen hat – wofür es keine empirischen Belege gibt – oder ob er sie wahrgenommen hat, weil sie zum „Allgemeingut“ geworden sind.<sup>20</sup> Der amerikanische Sprachwissenschaftler Hans Aarsleff hatte gegen Humboldt und die deutsche Humboldt-Forschung den Vorwurf erhoben, eine nur einseitige deutsche Vorgeschichte konstruiert und ausländische, insbesondere französische, Einflüsse unterschlagen zu haben.<sup>21</sup> Aarsleff hat daraus weitgehende politische Folgerungen gezogen, die in dem Vorwurf münden, dass die Rezeptionsgeschichte aus Humboldt durch Verschweigen seiner französischen Quellen einen reaktionären Preußen gemacht habe.<sup>22</sup>

---

20 So, mit ausdrücklichem Bezug auf Humboldt, Regine Otto in ihrem Kommentar zu Johann Gottfried Herder, *Über den Ursprung der Sprache*, in: ders., *Werke in fünf Bänden*, hrsg. v. Regine Otto, Berlin/Weimar: Aufbau Verlag 1982, S. 384.

21 Vgl. Hans Aarsleff, *Introduction*, in: *Humboldt Wilhelm von, On language. The diversity of human language-structure and its influence on the mental development of mankind*, Cambridge: Cambridge Univ. Pr., 1988, S. vii-lxv; hier bes. lxiii.

22 Diese Insinuationen werden schon zurückgewiesen von Helmut Gipper/Peter Schmitter, *Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie im Zeitalter der Romantik. Ein Beitrag zur Historiographie der Linguistik*, Tübingen: Narr 1979, S. 99-106. Trabandt nimmt die Auseinandersetzung mit Aarsleff noch einmal ausführlich auf; vgl. Trabandt, *Traditionen Humboldts* (wie Anm. 18), S. 217-241. Vgl. auch Jean Rousseau, *La place de la nation dans la théorie linguistique de Humboldt*, in: *Individualität und Universalität* (wie Anm. 4), S. 209-234; hier S. 209f.

Auch die Altertumswissenschaft spielt selbstverständlich eine besondere Rolle als Ausgangspunkt für Humboldts Sprachstudien. Seine jahrzehntelange Freundschaft mit Friedrich August Wolf, die wohl 1792 ihren Anfang nahm und allen Krisen zum Trotz bis zu Wolfs Tod anhielt, brachte Humboldt in engen Kontakt mit den modernsten Formen der althilologischen Forschung.<sup>23</sup> Wolf profitierte ebenfalls von dieser Beziehung: In seiner kanonischen „*Darstellung der Altherthums-Wissenschaft*“ von 1807 reproduziert er seitenlang mit Angabe einer anonymen Urheberschaft einen ihm brieflich mitgeteilten Text Wilhelm von Humboldts „*Über das Studium des Alterthums*“.<sup>24</sup> Auch hier findet sich wieder die bis heute berühmt gebliebene Formulierung von der „*proportionirlichste[n] Ausbildung des Menschen*“.<sup>25</sup>

Die Sprachwissenschaft, die sich seit dem 18. Jahrhundert an deutschen Universitäten institutionell etablierte und die – zum Teil bis heute gültige – Paradigmen für die Sprachforschung etablierte, vollzieht um die Jahrhundertwende den Schritt zur Empirie, und gleichzeitig nimmt sie verdeckt politischen Ballast auf.<sup>26</sup> Die entscheidenden Impulse, von denen Humboldt profitiert hat, kommen aus dem Umfeld der Romantiker. Friedrich Wilhelm Schlegel wendet sich, wissenschaftlich kaum fundiert, aber wissenschaftsgeschichtlich von großer Wirkung, der Erforschung des indischen Sanskrit zu. Er gibt damit eine wichtige Anregung für die Entstehung des Konzepts der „indogermanischen“ – oder, wie man heute sagen muss, „indoeuropäischen“ – Sprachfamilie.<sup>27</sup> Dieses Konzept war in der schmalen Schrift von Franz Bopp bahnbrechend ausgearbeitet worden. 1816 erschien die Schrift des damals 25jährigen Franz Bopp „*Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache*“.<sup>28</sup> In seiner Untersuchung konnte Bopp zeigen, dass in den Verben des Sanskrit Verhältnisbestimmungen durch Modifikationen der Verbwurzeln ausgedrückt werden

---

23 Vgl. Philip Mattson, *Einleitung*, in: *Wilhelm von Humboldt, Briefe an Friedrich August Wolf*, textkritisch hrsg. u. kommentiert v. Philipp Mattson, Berlin/New York: de Gruyter 1990, S. 1-17; hier S. 1-5; Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 31-33.

24 Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 33-44.

25 Ebd., S. 41.

26 Vgl. Markus Messling, *Gebeugter Geist. Rassismus und Erkenntnis in der modernen europäischen Philologie*, Göttingen: Wallstein Verlag 2016, S. 39-46; zu Humboldt S. 45.

27 Arens, *Sprachwissenschaft* (wie Anm. 5), S. 160-169.

28 Franz Bopp, *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache*, Frankfurt a.M.: Andreäische Buchhandlung 1816. – Die eigentliche Studie umfasst rund 160 Seiten; seinen Umfang von gut 350 Seiten erhält das Buch durch eine Edition und Übersetzung aus dem Sanskrit.

und dass sich dieses Prinzip im Griechischen wie im Lateinischen wiederfindet.<sup>29</sup>

Humboldt unterhielt enge wissenschaftliche Beziehungen zu Bopp, fördert ihn auch in seiner Karriere. Er verließ aber bald den methodischen Weg, den Bopp vorgezeichnet hatte,<sup>30</sup> ohne sich mit Bopp zu entzweien: In der Einleitung zur postumen Edition des Kawi-Werks vermerkt Alexander von Humboldt, dass Bopp „jeden vollendeten Bogen des ersten Buches zu strenger Kritik“ erhielt.<sup>31</sup>

Mit Bopps Arbeit war der Grund gelegt für die Erforschung der empirischen Erscheinungsformen der Sprachen, insbesondere ihrer grammatischen Systematik. Damit war ein Kriterium gefunden für die Bestimmung von Sprachfamilien, deren große Verwandtschaft auf gemeinsame Wurzeln schließen ließ.

Diesen Weg wird Humboldt konsequent weiterverfolgen. Alexander von Humboldt, der es wissen musste, hat darauf hingewiesen, dass sein Bruder wohl der beste Kenner der Sprachen der Welt gewesen sei.<sup>32</sup> Mit der am Ende des 20. Jahrhunderts begonnenen Edition der nachgelassenen sprachwissenschaftlichen Schriften Wilhelm von Humboldts wird dieses Diktum auf eindrucksvolle Weise belegt. Die Edition bringt die gewaltigen Belegsammlungen ans Licht der Öffentlichkeit, die Humboldt vor allem zu den amerikanischen, den indoeuropäischen, den asiatischen, den austronesischen Sprachen angelegt hatte und die als Material für seine vergleichenden empirischen Sprachstudien dienten. Einen guten Teil des Materials hat er von seinem Bruder bekommen, der es auf seiner Südamerika-Reise gesammelt hatte,<sup>33</sup> weiteres bezog er durch seine umfangreiche Korrespondenz und durch das Studium einschlägiger Publikationen.<sup>34</sup> Die Aufarbeitung dieses Materialberges musste notwendigerweise die Kräfte eines Einzelnen übersteigen, und tatsächlich ist es Wilhelm von Humboldt nicht gelungen, außer ein paar verstreuten Aufsätzen eine geschlossene Publikation zum Thema vorzulegen.

Neben den in der Akademie verschiedentlich vorgestellten programmatischen Entwürfen bleibt das zentrale Dokument von Humboldts Sprachstudien sein Werk über die Kawi-Sprache, und hier insbesondere seine Einleitung, die meh-

---

29 Arens, *Sprachwissenschaft* (wie Anm. 5), S. 175-179. In der modernen Sprachwissenschaft spielen solche nach Familienähnlichkeiten suchenden Forschungen kaum eine Rolle und sind eher das Werk von wissenschaftlichen Außenseitern wie etwa Ernst Kausen, *Die Sprachfamilien der Welt*, 2 Bde., Hamburg: Buske 2013f.

30 Vgl. Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 344f.; S. 364.

31 Alexander von Humboldt, *Vorwort zum Kawi-Werk*, in: GS VII, S. 347.

32 Ebd., S. 347.

33 Vgl. Jürgen Trabant, *Les frères Humboldt et les langues*, in: *Les frères Humboldt, l'Europe de l'esprit*, S. 83-95; hier bes. S. 93-95.

34 Vgl. Mueller-Vollmer, *Humboldts sprachwissenschaftlicher Nachlaß* (wie Anm. 7), S. 60-67.

rere hundert Seiten umfasst. Hier versucht Humboldt, seine Sprachstudien zu summieren, und er tut es auf charakteristische Weise: in einer Mischung aus – sparsam eingestreuter – spekulativer Philosophie und weit ausgebreiteter empirischer Materialfülle, die vergleichend betrachtet wird.<sup>35</sup>

Humboldts sprachwissenschaftlicher Denkansatz ist anthropologisch in einem doppelten Sinne: Humboldt denkt die Sprache vom Menschen her: „Die wahre Wichtigkeit des Sprachstudiums liegt in dem Antheil der Sprache an der Bildung der Vorstellungen. Hierin ist alles enthalten, denn diese Vorstellungen sind es, deren Summe den Menschen ausmacht.“<sup>36</sup> Humboldt wirft die Frage auf, ob und in welcher Weise der einzelne Mensch von der Sprache geprägt ist und inwieweit er seinerseits zu ihrer Gestaltung beiträgt. Zugleich stellt er die Frage, wie die Entwicklung der Sprachen und die Entwicklung des Menschengeschlechts zusammenhängen. Dieses Konzept trägt er in seinem programmatisch angelegten ersten Akademie-Vortrag von 1820 vor – ein „vergleichendes Sprachstudium“, das zu „bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und Menschenbildung führen kann“.<sup>37</sup>

Anthropologisch ist zudem das Verfahren von Humboldts Sprachstudien. Im Sinne der aufklärerischen Anthropologie nämlich handelt es sich um ein zwar spekulativ unterfüttertes, aber in seiner eigentlichen Ausführung doch empirisch angelegtes Unternehmen. Humboldt zielt vom Studium des Einzelnen auf das Allgemeine, vom Sinnlichen auf das Geistige.<sup>38</sup> Aus dieser Gemengelage von sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Vorläufertraditionen, eigenen Studien und methodischen Grundlegungen heraus, entsteht dann jene spezifische Humboldt'sche Sprachauffassung; „Sprachphilosophie“ und „Sprachwissenschaft“ sind hier ungeschieden.<sup>39</sup>

## Die Grundlagen von Humboldts Sprachphilosophie

Am Anfang steht der Mensch: „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch seyn.“ So formuliert es Humboldt pointiert in seiner ersten Akademierede von 1820, und das bleibt der

---

35 Vgl. Denis Thouard, *Wilhelm von Humboldt und das vergleichende Sprachstudium: Eine Politik durch die Sprachen*, in: *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 4), S. 171-181; hier S. 176.

36 Wilhelm von Humboldt, *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* [1827-1829], GS VI, S. 119.

37 Wilhelm von Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium*, GS IV, S. 1.

38 Donatella di Cesare, *Wilhelm von Humboldt (1767-1835)*, in: *Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky*, hrsg. v. Tilman Borsche, München: Beck 1996, S. 275-289; hier S. 276-278.

39 Arens, *Sprachwissenschaft* (wie Anm. 5), S. 204.



Leitfaden für die weiteren Forschungen. Zunächst handelt es sich bei diesem Axiom um die Formulierung eines Rätsels, das auch er nicht auflösen kann, das ihn aber ins Zentrum seiner eigenen Problemlage führt. Die Sprache muss als „unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden“, „ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden“ sein.<sup>40</sup>

Dieser programmatische Leitspruch erfährt in Humboldts immer tiefer greifenden Reflexionen über die Sprache einige bemerkenswerte Konkretionen. Schon in einem Fragment aus der Mitte der 1790er Jahre versucht Humboldt, den Zusammenhang von Sprechen und Denken, wenn auch noch recht unscharf, zu erfassen.<sup>41</sup> Beides hängt unlösbar zusammen – ohne Sprache kein Denken, ohne Denken keine Sprache. Später findet er prägnante und vielzitierte Formulierungen für diese Prämisse; die bekannteste lautet: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken.“<sup>42</sup> An vielen Stellen kommt er wieder darauf zurück. Damit ist das Axiom von Humboldts Sprachphilosophie benannt. Wie alle Axiome ist es empirisch nicht beweisbar, aber die Annahme, dass Denken und Sprechen untrennbar ineinander verflochten sind, ist die Grundlage von Humboldts philosophischen Reflexionen über die Sprache.

Einen Vorläufer hat Humboldt in Herder, der schon ähnlich formuliert hatte: „Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft und ohne Vernunft keine Sprache.“<sup>43</sup> Sprache gehört auch zu den Menschen, die, in einem empirischen Sinne, keine Sprache haben. Ausdrücklich greift Humboldt das Thema der „Taubstummen“ auf, dem sich schon Diderot gewidmet hatte und das die Aufklärung vielfach beschäftigte. Den „Taubstummen“ ist die Sprache nicht über den hörbaren Laut zugänglich, aber „Sprachfähigkeit“ besitzen sie doch, und sie üben sie aus durch die Schrift und den „Zusammenhang ihres Denkens mit den Sprechwerkzeugen“.<sup>44</sup>

Humboldts Überlegungen zur anthropologischen Position der Sprache sind weit verstreut, und an keiner Stelle verdichten sie sich zu einem kohärenten Argumentationsgang. Aber zusammengenommen ergibt sich doch ein Bild dessen,

---

40 Wilhelm von Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium*, GS IV, S. 14f.

41 Humboldt, [*Ueber Denken und Sprechen*.] GS VII, S. 581-583. – Der Titel wurde vom Herausgeber Leitzmann formuliert. Systematisch rekonstruiert werden diese Überlegungen Humboldts von Otto Friedrich Bollnow, *Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie*, in: *Zeitschrift für Deutsche Bildung* 14 (1938), H. 3, S. 102-112; hier S. 103-105.

42 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 151; wortgleich in: Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* [1830-1835], GS VII, S. 53.

43 Johann Gottfried Herder, *Über den Ursprung der Sprache*, in: ders., *Werke in fünf Bänden*, hrsg. v. Regine Otto, Berlin/Weimar: Aufbau Verlag 1982, S. 89-200; hier S. 120.

44 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 66; vgl. auch *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 153.

worauf er hinaus will, oder genauer: welches Problem er eigentlich lösen will. Geistige Aktivität, das bestreitet Humboldt keineswegs, gibt es auch ohne Sprache. Aber ohne Sprache sind die Gedanken diffus und bleiben ungreifbar – auch für den Denkenden selbst. Der Gedanke ist „gewissermassen spurlos vorübergehend“. Der unablässige Strom des Denkens bedarf der Zäsuren, der Konturierung, der prägenden Form – und das alles leistet die Sprache, und mehr noch die gesprochene als die geschriebene: „Die intellektuelle Thätigkeit und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander.“<sup>45</sup> Die Sprache verschafft dem unbestimmten Gedanken Bestimmtheit und gibt ihm eine Prägung,<sup>46</sup> verfehlt wäre die Vorstellung, der fertige Gedanke werde von der Sprache nur „mit Tönen umkleidet“.<sup>47</sup>

Die Sprache, so stellt er apodiktisch fest, ist kein „Inbegriff von Zeichen von ausser ihr, für sich bestehenden Dingen, oder auch nur Begriffen“;<sup>48</sup> und es gehört zu den „irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann, sie bloß als Mittel der Verständigung zu sehen.“<sup>49</sup> Und verfehlt wäre auch die Vorstellung, die Sprache diene in erster Linie dazu, dass Menschen miteinander sprechen: Sich von dieser Vorstellung, die auf der Hand zu liegen scheint, zu lösen, muss schwer fallen, und auch der Humboldt-Forschung ist es nicht immer gelungen. Die Aussage, Humboldt habe immer wieder, „again and again“, unterstrichen, dass jede Befassung mit der Sprache bedeute, sich mit „humans speaking together“ zu befassen, zielt an Humboldts Intention vorbei oder ist zumindest irreführend formuliert.

Es dürfte schwerfallen, für diese Auffassung allzu zahlreiche Belege bei Humboldt zu finden. Einen immerhin gibt es. In seinem hinterlassenen Text „*Fragmente der Monographie über die Basken*“ findet sich eine solche Bemerkung: „Jedes ausgesprochene Wort war ein Versuch, sich einem andern verständlich zu machen. Der verinselte Mensch würde nie nur auf den Einfall zu sprechen gekommen seyn. Denn die Anlage zur Sprache hängt untrennlich mit der Anlage zur Geselligkeit zusammen. Eine sprachlose biberartige Gesellschaft unter Menschen ist schlechterdings ein widersprechender Begriff.“<sup>50</sup> Das ist die traditionelle Auffassung, die Humboldt in diesem Anfangsstadium seiner Sprach-

---

45 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 152.

46 Wilhelm von Humboldt, *Ueber den Nationalcharakter der Sprachen*, GS IV, S. 428.

47 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 120

48 Wilhelm von Humboldt, *Einleitung in das gesamte Sprachstudium*, GS VII, S. 621; auch Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 167.

49 Ebd., S. 60f.

50 Wilhelm von Humboldt, *Fragmente der Monographie über die Basken* [1801-02], GS VII, S. 596.

studien noch einmal aufgreift – der Text ist unmittelbar nach der Baskenreise entstanden –, der er aber im gleichen Text schon die andere Auffassung entgegenstellt, die er später in den Vordergrund rücken wird. Die „Mitteilung“, die „Kommunikation“ ist nur ein Nebenaspekt der Sprache. In erster Linie ist die Sprache eine Voraussetzung für das Denken: „*Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit.*“<sup>51</sup>

In seiner Sprachphilosophie nimmt Humboldt „*einen konsequent kognitiven Standpunkt ein.*“<sup>52</sup> Denken kann nur im Medium der Sprache stattfinden, das ist der erste Grundsatz. Und der zweite ist die Überlegung, dass sich Denken fortentwickelt, sobald es sich in Sprache objektiviert hat. Bereits in dem frühen Basken-Fragment wird dieser Gedanke herausgestellt, dass der Mensch „*ohne Sprache nicht zu denken*“ vermag. Mit dem ersten gesprochenen Wort wurde der Mensch gewahr, „*dass er reflectiren, in seinem bisherigen ewigen Brüten einmal still stehn, einen Gegenstand sich gegenüber stellen und beschauen konnte.*“<sup>53</sup>

Bereits im „*Wallenstein-Brief*“ an Schiller von 1800 beschäftigt ihn diese Frage: „*Die Sprache [...] erzeugt auch zugleich die Gegenstände, insofern sie Objekte unseres Denkens sind.*“<sup>54</sup> Solche Überlegungen kehren in verschiedenen Variationen immer wieder. In der Sprache werden Gedanken geäußert, die dem denkenden und sprechenden Menschen als objektive Aussagen entgegentreten – obwohl sie von ihm selbst stammen – und damit eine neue Qualität gewinnen, die wiederum zu neuer Auseinandersetzung einlädt.<sup>55</sup> „*Da Denken und Sprechen sich immer wechselseitig vollenden*“ entsteht auf beiden Seiten ein immer weiterführender Fortschritt.<sup>56</sup> Diese Objektivierung des Subjektiven als dynamisches Element der Gedankenentwicklung, das Zusammenspiel von „Ich“ und „Nicht-Ich“, ist ein charakteristisches Moment des deutschen Idealismus, wie es von Fichte und Hegel exzessiv zu Ende gedacht wurde.<sup>57</sup> Ein Dialektiker

---

51 Wilhelm von Humboldt, *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 55; wortgleich auch in: Wilhelm von Humboldt, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*, GS V, S. 377.

52 Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S.313. Vgl. auch Jürgen Trabant, *Über das Ende der Sprache*, in: „*Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache*“ (wie Anm. 16), S. 17-33; hier S. 20.

53 Wilhelm von Humboldt, *Fragmente der Monographie über die Basken* [1801-02], GS VII, S. 595f.

54 Wilhelm von Humboldt, *Brief vom Sept. 1800*, S. 206.; Trabant, *Humboldts Traditionen* (wie Anm. 18), S. 38.

55 Di Cesare, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 38), S. 279-281.

56 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 236.

57 Seine Affinität zu Fichtes „*Ich und Du*“-Thematik bekundet Humboldt im *Brief an Brinkmann*; vgl. *Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann*, hrsg. u. erl. von Albert Leitzmann, Leipzig: Hiersemann 1939, S. 154f.

war Humboldt wahrlich nicht, jedenfalls nicht im Sinne Hegels; denn sein Zusammenspiel von Subjektivität und Objektivierung in der Sprache ist kein geregelter Prozess der Höher- und Weiterentwicklung, sondern einfach nur ein dynamisches Element, das die Gedanken in Bewegung hält, ohne dass die Richtung dieser Bewegung benennbar wäre. In Bezug auf das Verhältnis von Sprache und Gedanken hat Hegel allerdings in seiner „*Enzyklopädie*“ einen ganz ähnlichen Gedanken vorgetragen, wenn er feststellt, dass mit der gesprochenen Sprache „*sich die Intelligenz*“ selbst „*zu einem Sächlichen*“ gestalte: „*Wir wissen von unseren Gedanken nur dann, haben nur dann bestimmte, wirkliche Gedanken, wenn wir ihnen die Form der Gegenständlichkeit, des Unterschiedenseins von unserer Innerlichkeit, also die Gestalt der Äußerlichkeit geben.*“<sup>58</sup>

Dann freilich, wenn das Gedachte in Sprache gefasst und objektiviert wird, tritt auch bei Humboldt die Kommunikation in ihr Recht. Das Sprechen der Menschen miteinander, die „*Kommunikation*“, verstärkt die gedankenprägenden Effekte der Sprache und korrigiert sie: „*In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat.*“<sup>59</sup> Selbst Kant, dem sprachwissenschaftliche Überlegungen sehr fern lagen, hat sich diesem Gedanken nicht verschließen können. An beiläufiger Stelle findet sich bei ihm eine ähnliche Bemerkung über den Zusammenhang von Sprechen – nicht Sprache – und Denken: „*Allein, wie viel und mit welcher Richtigkeit würden wir wohl denken, wenn wir nicht gleichsam in Gemeinschaft mit andern, denen wir unsere und die uns ihre Gedanken mitteilen, dächten.*“<sup>60</sup>

## Weltansicht

Sprachen bekunden eine „*Weltansicht*“. Das Wort findet sich mehrfach verstreut in Humboldts sprachwissenschaftlichen Schriften. In systematischer Absicht verwendet er es nicht, und wirklich ausgearbeitet hat er diesen Gedanken auch nicht. Aber die Grundidee ist klar ersichtlich: „*Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjektivität beigemischt ist, so kann man schon unabhängig von der Sprache jede menschliche Individualität als einen eigenen*

---

58 Georg Wilhelm Friedrich, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften III, Werke in zwanzig Bänden*, Bd. 10, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1970, S. 280.

59 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 55; wortgleich auch in: Wilhelm von Humboldt, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*, GS V, S. 377; vgl. auch GS VI, 152.

60 Immanuel Kant, *Was heißt: Sich im Denken orientieren?*, in: ders.: *Werke in zehn Bänden*, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 5, Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft, 3. Aufl. 1968, S. 265-283, S. 280.

*Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache.*<sup>61</sup> Sprache ist ein komplexes System von Wörtern und Regeln. Nur in diesem System kann der Mensch sein Denken über die Welt fassen: Der Mensch „*umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten.*“<sup>62</sup>

Aber die Warnung ist berechtigt, diesen Begriff der „Weltansicht“ in seinem philosophischen Gehalt nicht zu überschätzen oder ihn gar mit dem sehr viel bedeutungsschwereren Begriff der „Weltanschauung“ in Verbindung zu setzen. Humboldts sprachliche „Weltansichten“ sind flexibel und kleinteiliger. Sie führen zu Nuancen und Varianten der sprachlichen Weltauffassung, aber nicht zu geschlossenen, von der jeweiligen Nationalsprache konstituierten „Ansichten“. Vor allem sind sie keine Gefängnisse, in die die Sprecher einer Nationalsprache eingeschlossen sind. In ihrer Vielfalt bieten sie vielmehr vielerlei Möglichkeiten an, die Welt anzusehen.<sup>63</sup> So hat Humboldt es auch selbst erlebt. Im Brief aus Rom vom Oktober 1803 an den Freund Brinkmann schreibt er über sein römisches Sprachstudium: „*Der innre geheimnißvoll wunderbare Zusammenhang aller Sprachen, aber vor allem der hohe Genuß, mit jeder neuen Sprache in ein neues Gedanken- und Empfindungssystem einzugehen, ziehen mich unendlich an.*“<sup>64</sup>

Otto Friedrich Bollnow hat die Überlegungen Humboldts zu den „Weltansichten“ der Sprache ernst genommen und in das große, von der Pädagogik viel zu wenig diskutierte Thema „*Sprache und Erziehung*“ eingebunden. Zunächst nimmt er die Prämisse ernst, dass es hinter oder jenseits der Sprache keine Wirklichkeit gibt, die sich für den Menschen erfassen ließe.<sup>65</sup> Genauso ernst nimmt er die von Humboldt daraus gezogene Konsequenz, dass diese „Weltansicht“ keine Beengung, sondern eine Erweiterung ist oder sein sollte – Bollnow nennt es mit einem glücklichen Ausdruck die „*eröffnende Funktion*“ der Sprache: Sie eröffnet die Wirklichkeit, indem sie ihr eine bestimmte Deutung gibt und damit an die Welt heranführt – „*diese Doppelstruktur von Vorgriff vom Menschen aus und Erfüllung von der Wirklichkeit her muß als zum innersten Wesen der Sprache gehörig begriffen werden.*“<sup>66</sup>

---

61 Wilhelm von Humboldt, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*, GS V, S. 387.

62 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 60.

63 Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 135-137.

64 *Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann* (wie Anm. 57), S. 157. – Vgl. Trabant, *Humboldts Traditionen* (wie Anm. 18), S. 141.

65 Otto Friedrich Bollnow, *Sprache und Erziehung*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer, 2., durchges. Aufl. 1969, S. 123f.; 147f.

66 Ebd., S. 154.

Solche Einsichten sind der modernen Pädagogik des 21. Jahrhunderts längst verloren gegangen, die statt dessen den „Kampf gegen das Vorurteil“ auf ihre Fahnen geschrieben hat, ohne noch zu wissen, dass die „Vorurteile“ tief in die Sprache eingelagert sind und dass es ohne „Vorurteile“ – oder, richtiger gesagt, ohne „Vorverständnis“ – kein Weltverstehen geben kann.<sup>67</sup> Die Sprache dient der „Vermittlung zwischen Ich und Welt“ – der Vermittlung, wohlgerichtet, und nicht der Beschreibung oder Beherrschung der Welt durch das Subjekt. Denn die Sprache ist selbst tätig, nicht bloßes Instrument.<sup>68</sup> Im Brief an Schiller hat Humboldt diesen Gedanken noch einmal genauer gefasst: „Die Sprache ist daher, wenn nicht überhaupt, doch wenigstens sinnlich das Mittel, durch welches der Mensch zugleich sich selbst und die Welt bildet oder vielmehr seiner dadurch bewußt wird, daß er eine Welt von sich abscheidet.“<sup>69</sup>

Hundert Jahre später hat Ernst Cassirer in seiner „*Philosophie der symbolischen Formen*“ diesen Gedanken wieder aufgegriffen. Seine Bezugnahmen auf Humboldt bleiben allerdings recht oberflächlich und eher referierend. Sie münden darin, jene Leerstelle zu füllen, die Kants System hinterlassen habe, denn „das Problem und Thema einer ‚*Philosophie der Sprache*‘ wird in ihm kaum jemals nur genannt oder auch nur angedeutet“.<sup>70</sup> Auch Humboldts Sprachphilosophie hat wohl ihre Wurzeln in seinen Kantstudien, denen er aber eine anthropologische Ausrichtung gibt, indem er eine „Wendung zur Sprache“ vollzieht, wobei der eigentliche „Angelpunkt“ die in der Kant-Diskussion vielumstrittene Frage der Rolle der „Einbildungskraft“ im Erkenntnisvermögen darstellt.<sup>71</sup>

Obwohl der ganze erste Band von Cassirers dreibändigem Werk der „*Sprache*“ gewidmet ist und Cassirers Kulturtheorie sehr eng an Humboldts Grundidee angelehnt ist, greift er auf Humboldt nur in einem sehr knappen Kapitel zurück.<sup>72</sup> Was bei Humboldt nur eher implizit angedeutet ist, wird von Cassirer in breitester Ausführlichkeit ausgearbeitet: Die „*symbolischen Formen*“ – zu denen die Sprache als wichtigste gehört – sind ein intermediärer Bereich, der sich zwischen den Menschen und die Welt stellt und ihn von den Zwängen der Natur und Notwendigkeit

---

67 Vgl. Peter J. Brenner, *Das Problem der Interpretation. Eine Einführung in die Grundlagen der Literaturwissenschaft*, Tübingen: Niemeyer 1999, S. 61-63.

68 Di Donatella, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 38), S. 278f.

69 *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 13), S. 207.

70 Ernst Cassirer, *Die Kantischen Elemente in Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie*, in: ders.; *Gesammelte Werke*. Hamburger Ausgabe, Bd. 16, Hamburg: Meiner 2003, S. 105-134.

71 Trabant, *Traditionen Humboldts* (wie Anm. 18), S. 55f.; S. 80f.; S. 151. – Vgl. auch Markus Messling, *Pariser Orientlektüren. Zu Wilhelm von Humboldts Theorie der Schrift. Nebst der Erst-edition des Briefwechsels zwischen Wilhelm von Humboldt und Jean-François Champollion le jeune (1824-1827)*, Paderborn: Schöningh 2008 (Humboldt-Studien 11), S. 264.

72 Vgl. Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen, Erster Teil: Die Sprache*, Darmstadt: Wiss. Buchges. 1977, S. 99-108; bes. S. 103f.

befreit. Das ist ein altes Motiv der Kantischen Philosophie. So werden die symbolischen Formen ein Instrument der Befreiung, kein Gehäuse der Hörigkeit. So wie Cassirer seine symbolischen Formen versteht, so wird man auch Humboldts Auffassung von der „Weltansicht“ verstehen dürfen: nicht als Gefängnis, sondern als eine Möglichkeit zur individuellen Weltgestaltung: „so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur.“<sup>73</sup> Die Sprache ist, wie andere symbolische Formen auch, ein menschlicher Entwurf, der dynamisch gestaltet und auf Veränderung angelegt ist. Sie entwirft ein vom Menschen selbst geschaffenes, und doch nicht frei verfügbares, Zwischenreich der Kultur.<sup>74</sup> Die Individuen sind nicht gefangen in den Wörtern und den Regeln ihrer Sprache, sondern sie sind – ganz im Gegenteil – aufgefordert und haben auch die Möglichkeit dazu, die Grenzen der Sprache zu erweitern. Sprache ist unendlich wandelbar und erweiterbar, und das bietet den einzelnen Menschen die Möglichkeit, im freien Gebrauch der Sprache ihre „Weltansicht“ selbst zu gestalten und zu erweitern. Humboldt fasst es in unüberbietbarer Lakonik in seiner berühmt gewordenen Formel: „Sprache ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia).“<sup>75</sup>

## Individualität

Die philosophische Seite von Humboldts Sprachstudien wird von ihm nicht systematisch ausgearbeitet. Aber es lässt sich doch recht gut erschließen, worauf es ihm ankommt. Zunächst einmal führt ihn die Sprachphilosophie wieder zu der Grundlage, die sein ganzes Leben und auch seine Lebensgestaltung begleitet: die Frage nach dem Individuum. Dass für Humboldt das „Individuum“ der Angelpunkt nicht nur seines theoretischen Denkens, sondern auch seiner persönlichen Lebensführung war, ist oft genug hervorgehoben worden.<sup>76</sup>

Die Annahme, dass Humboldt Sprache „ganz von seiner Bildungsidee her zu erhellen“ versuche, ist sicher überpointiert.<sup>77</sup> Aber für Humboldt war es selbst-

---

73 Wilhelm von Humboldt, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*, GS V, S. 387.

74 Peter J. Brenner, *Kulturanthropologie und Kulturhermeneutik. Grundlagen interkulturellen Verstehens. Ein Zwischenbericht*, in: ders., *Kultur als Wissenschaft. Aufsätze zur Theorie der modernen Geisteswissenschaft – vor Bologna, nach Bologna*, 2., stark erw. Aufl., Münster u.a.: LIT 2010 (Literatur, Kultur, Medien 1), S. 75-103; hier S. 94f.

75 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 46.

76 Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 62f.

77 Clemens Menze, *Persönlichkeit und Werk Wilhelm von Humboldts*, in: *Wilhelm von Humboldt. Bildung und Sprache*, hrsg. v. Clemens Menze, Paderborn: Schöningh 1974, S. 142-150; hier S. 150; zur Rolle der Sprache in Humboldts Bildungsreform vgl. Clemens Menze, *Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts*, Hannover/Berlin: Schroedel 1975, S. 38-45.

verständlich, dass seine Sprachstudien einen Beitrag zur Erschließung der „*Menschenbildung*“ leisten werden,<sup>78</sup> eben weil Sprache und Bildung so eng zusammenhängen.

Dass ein enger Zusammenhang zwischen der Sprache und der Bildung des Menschen bestehe, lag nicht nur für Humboldt auf der Hand. Das war ein wesentlicher Grundsatz des abendländischen Bildungsgedankens seit Aristoteles<sup>79</sup> – „*am Anfang war das Wort*“, heißt es bekanntlich an prominenter Stelle. In der höheren Bildung der Neuzeit und bis ins mittlere 20. Jahrhundert hinein trug man dieser Einsicht dadurch Rechnung, dass der Erwerb der klassischen Fremdsprachen Latein und Griechisch zu den zentralen Bestandteilen des Curriculums der höheren Schule gehörte. In Humboldts schulpolitischen Entwürfen findet sich diese Bevorzugung der antiken Sprachen wieder, aber in einer originellen didaktischen Wendung: Humboldt geht es nicht um die disziplinierende, sondern um die befreiende Wirkung von Sprache: „*Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunctes in der bisherigen Weltansicht seyn, das jede das ganze Gewebe der Begriffe und Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält.*“<sup>80</sup> Die Schüler sollen fremde Sprachen lernen, um auch andere „*Weltansichten*“ kennenzulernen. In diesem Fall sind es die Weltansichten der Griechen und der Römer. Sie werden von Humboldt als vorbildlich empfunden, sodass deren Studium ganz besonders „*zur Bildung des schönen menschlichen Charakters*“ beitrage.<sup>81</sup>

Diese Sprachauffassung des Bildungsreformers Humboldt hat enorme Auswirkungen auf den Sprachunterricht der höheren Schulen in Deutschland bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts gehabt. Kritiker sprechen von einem „*posthumboldtschen Ungeist*“, der sich in der Fremdsprachendidaktik etabliert und eine strukturelle Ineffektivität des Fremdsprachenunterrichts bewirkt habe.<sup>82</sup> In der Tat zielte der gymnasiale Sprachunterricht auch in den neueren Fremdsprachen nicht auf den „Gebrauch“ der Sprache, also auf die Fähigkeit zu ihrer Verwendung in Alltagszusammenhängen, sondern auf den Erwerb einer „Bildungssprache“, welche im Sinne Humboldts eine Weltansicht vermittele.

---

78 Wilhelm von Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium*, GS IV, S. 1.

79 Vgl. Josef Dolch, *Lehrplan des Abendlandes*, Ratingen: Henn, 2. Aufl. 1965, S. 40; zur Sprache in der Schule des Neuhumanismus vgl. S. 339f. – Vgl. auch Michael Maurer, *Wilhelm von Humboldt. Ein Leben als Werk*, Köln/Weimar/Berlin: Böhlau 2016, S. 182f.

80 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 180.

81 Wilhelm von Humboldt, *Briefe an Friedrich August Wolf* (wie Anm. 23), S. 29 (Brief vom 23.01.1793).

82 Konrad Schröder, *Der Mensch ist einsprachig*, in: Oliver Ernst/Jan Claas Freienstein/Lina Schaipp, *Populäre Irrtümer über Sprache*, Stuttgart: Reclam 2011, S. 72-88; hier S. 84.



Humboldts Bildungsreform hatte die alte Einsicht erneuert, dass im Zentrum eines jeden Bildungswegs die Sprache – und zwar nicht nur die Muttersprache – heute „Erstsprache“ oder „Landessprache“ genannt –, sondern, zumindest in der höheren Bildung, auch mindestens zwei Fremdsprachen stehen müssen. Das war ein Kernpunkt von Humboldts Gymnasialreform, und diese „zweite Fremdsprache“ ist in Deutschland bis heute das Merkmal geblieben, welche das gymnasiale Abitur von anderen „Hochschulzugangsberechtigungen“ unterscheidet. Humboldts Verständnis der „*Einheit von Kultur und Nation*“ hat die Zielsetzung landeskundlich orientierten Fremdsprachenunterrichts lange geprägt, meist – mit Ausnahme der NS-Zeit – mit dem Ziel der Völkerverständigung.<sup>83</sup>

Während es heute als Fortschritt gefeiert wird, den Gebrauchswert der neueren Fremdsprachen in den Vordergrund des schulischen Unterrichts zu stellen, erschien früheren Zeiten gerade die Überwindung dieser utilitaristischen Auffassung von schulischem Sprachunterricht als die Aufgabe der höheren Bildung. Denn nur, wenn die Sprache nicht nur als „*Gebrauchssprache*“, sondern eben auch als „*Bildungssprache*“ vermittelt werde, könne der Fremdsprachenunterricht die „*allgemeine Bildungsaufgabe der höheren Schule*“ fördern.<sup>84</sup>

Dieses Ziel kann in der modernen Fremdsprachendidaktik weiterhin Zustimmung finden, dient es doch der Anerkennung des Anderen in seiner Andersartigkeit. Aber richtig lernen, wie Humboldt sich das vorgestellt hatte, muss man dafür die Sprache nicht. An die Stelle des „*Sprachkönnens*“ soll eher das „*Sprachwissen*“ treten, eine Forderung, die nicht ganz so neu ist, wie ihre Verfechter in der modernen Fremdsprachendidaktik glauben machen wollen. Sie wurde schon am Ende des 19. Jahrhunderts erhoben.<sup>85</sup> „*Empathie für das Fremde*“ und „*internationale Solidarität*“ als Ziele des modernen Fremdsprachenunterrichts setzen weniger das richtige Verstehen voraus, sondern eher die freudige Bereitschaft, sich auf die andere Sprache einzulassen. Seit Humboldt hat sich mithin die Zielsetzung des Fremdsprachenunterrichts gewandelt: „*Die unter realistischen Bedingungen erreichbare Zwischensprache der Lerner, ihre ‚Interlanguage‘, ist deshalb in ihrer didaktischen Qualität als Zielsetzung des Unterrichts anzuerkennen.*“<sup>86</sup> Unter „*Interlanguage*“ ist dann wohl eine Art modernisiertes Pidgin-English zu verstehen.

---

83 Eyntar Leopold, *Landeskundliches Curriculum*, in: *Handbuch Fremdsprachenunterricht*, hrsg. v. Karl-Richard Bausch/Herbert Christ/Hans-Jürgen Krumm. Tübingen/Basel: Francke 2007, S. 127-133; hier S. 129.

84 Adolf Bohlen, *Methodik des neusprachlichen Unterrichts*, Heidelberg: Quelle und Meyer, 4., erw. Aufl. 1963, S. 1.

85 Reiner Lehberger, *Geschichte des Fremdsprachenunterrichts bis 1945*, in: Meinert A. Meyer, *Erziehungswissenschaft*, in: *Handbuch Fremdsprachenunterricht* (wie Anm. 83), S. 609-613; hier S. 613.

86 Meinert A. Meyer, *Erziehungswissenschaft*, in: *Handbuch Fremdsprachenunterricht* (wie Anm. 83), S. 43-54; hier S. 46.

## Sprache und Nation

Humboldts Sprachphilosophie spannt das Thema der Sprache zwischen den Polen der Individualität auf der einen und der Menschheit auf der anderen Seite aus. In der Mitte steht jedoch ein drittes Moment, nicht vermittelnd, sondern als eigenständiger Eckpunkt eines Dreiecks: die „Nation“. In der Rezeptionsgeschichte der Gegenwart ist dieser Aspekt nicht unterschlagen, aber doch marginalisiert worden.<sup>87</sup> Der Empiriker Humboldt ist sich aber dessen bewusst, dass „die Sprache“ ein philosophisches Konzept ist, das sich aus einer Mannigfaltigkeit einzelner Sprachen zusammensetzt. Humboldt weiß, wie jeder andere auch, dass jede Sprache eine Nationalsprache ist: die Sprache „gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern“.<sup>88</sup> Die „Charaktere“ dieser einzelnen Nationalsprachen, ihre Unterschiede und Gemeinsamkeiten, in größtmöglicher Breite herauszustellen, war ja das eigentliche Programm, das Humboldt in seinen letzten eineinhalb Lebensjahrzehnten verfolgte. Man könnte die nationale Sprachgemeinschaft eine „*Individualität höherer Ordnung*“ nennen,<sup>89</sup> wenn man den Begriff der Nation unbedingt vermeiden will, und in der Tat hat Humboldt die Formulierung gefunden: „eine Sprache ist eine geistige Individualität“.<sup>90</sup>

In seinem Fragment gebliebenen Text von 1806 „*Latium und Hellas oder Betrachtungen über das classische Alterthum*“ formuliert er in andeutender Systematik die weitreichende, aber nicht neue These, dass „nur in der Sprache sich der ganze Charakter“ einer Nation ausprägen.<sup>91</sup> Dass in dieser Weise Sprache und Nation eng miteinander zusammenhängen, einander auch wechselseitig bedingen und formen, ist eine Prämisse seiner Sprachphilosophie und ein Ausgangspunkt seiner empirischen Sprachforschungen.

Schon in seinen ersten Studien zu den Basken hatte er die Frage aufgeworfen, was die eigentümlichen Merkmale der baskischen Nation seien und wie

---

87 Charakteristisch ist der Titel des 2011 erschienenen Sammelbandes: „*Individualität und Universalität*“. Kurioser- und bezeichnenderweise sind die beiden Artikel, die sich mit der Frage des Zusammenhangs von Sprache und Nation befassen, von ausländischen Wissenschaftlern verfasst, einer Italienerin und einem Franzosen.

88 Wilhelm von Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium*, GS IV, S. 24.

89 Jürgen Trabant, *Arbeit des Geistes*, in: *Wilhelm von Humboldt. Universalität und Individualität*, hrsg. v. Ute Tintemann/Jürgen Trabant, München: Fink 2012, S. 13-29; hier S. 25; vgl. auch Trabant, *Humboldts Traditionen* (wie Anm. 18), S. 47.

90 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 151.

91 Wilhelm von Humboldt, *Latium und Hellas oder Betrachtungen über das classische Alterthum*, GS III, S. 166; vgl. Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 115-118.

weit die baskische Sprache zur Ausbildung dieser Merkmale beitrage.<sup>92</sup> Dieses Thema einer empirischen Charakterkunde einzelner Völker, das er bei den antiken Griechen und den Basken versuchsweise aufgegriffen hatte, lässt Humboldt aber bald wieder liegen. Es wäre für einen Einzelnen mit empirischer Forschung nicht zu bewältigen gewesen. Erhalten bleibt aber von dieser frühen Fragestellung die Einsicht in „den für Humboldt unaufhebbaren Zusammenhang von Sprache und Nation“.<sup>93</sup>

Wer Humboldt verstehen will, muss seine Zeit verstehen. Das gilt für diese Frage des Zusammenhangs von Sprache und Nation in besonderer Weise. Es ist die Zeit der durch die Französische Revolution befeuerten Kriege zwischen den Staaten, die in erster Linie noch dynastische Kriege waren. Aber nach dem Vorbild der französischen Revolutionäre bildete sich in diesen Kriegen in den einzelnen Staaten in unterschiedlicher Weise und unterschiedlicher Geschwindigkeit der Nationalgedanke heraus. Einerseits diente er der Abwehr französischer Usurpationsansprüche, andererseits aber unterhöhlte er auch den eigenen alten absolutistischen Staat. Humboldt geht auf die zeitgeschichtlichen politischen Entwicklungen fast nicht ein. Er war, anders als sein Bruder, kein Bewunderer Napoleons und des nachrevolutionären Frankreichs, äußert sich dazu aber fast nicht.<sup>94</sup>

Aber die in dieser Zeit sich herausbildenden Vorstellungen einer Nation bilden eine tragende Säule sowohl seiner politischen wie bildungsreformerischen wie schließlich auch sprachphilosophischen Schriften. Das ist kein Zufall. Seit dem frühen 19. Jahrhundert geht die Sprachwissenschaft eine enge Verbindung mit der „Nation“ ein und gewinnt damit unausweichlich eine politische Konnotation. Bereits 1804 hatte Ernst Moritz Arndt, Humboldts Altersgenosse und einer der tonangebenden antinapoleonischen Propagandisten in den Befreiungskriegen, darauf hingewiesen, dass jede Sprache ihre eigentümliche Charakteristik habe. Das ist eine politisch zunächst unverfängliche Erinnerung an eine Auffassung, die bereits bei Dante und im europäischen Humanismus entwickelt worden war. Ein Jahrzehnt später, in den Jahren der Befreiungskriege, gewinnt diese Auffassung eine andere Färbung. In der Zeit um 1813 ist Arndt einer der „herausragenden Vertreter dieser nationalistischen Sprachauffassung“, eine zeitgeschichtliche Position, die er mit Jahn und Fichte teilt, der in seinen „Reden an die deutsche Nation“ die Frage nach der Nationalsprache gleich an den An-

---

92 Vgl. Ruprecht Mattig, *Wilhelm von Humboldts „Die Vasken“. Anmerkungen zu Theorie, Methode und Ergebnissen eines Klassikers kulturanthropologischer Bildungsforschung*, in: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 15 (2012), H. 4, S. 807-827; hier bes. S. 810f.; S. 819f. – Vgl. auch Maurer, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 79), S. 150f.

93 Vgl. Messling, *Pariser Orientlektüren* (wie Anm. 71), S. 267.

94 Vgl. Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 130.

fang gestellt hatte.<sup>95</sup> Ob es angebracht ist, hier von einer „*xenophoben Blickverengung*“ und von einer „*Abschottung gegenüber allen nicht aus der Sphäre des Eigenen stammenden Eindrücken*“ zu sprechen,<sup>96</sup> ist zumindest im Falle Arnnds zweifelhaft. „Fremdenfeindlich“ war er gewiss nicht. Zu seinen bedeutenderen Schriften gehören seine Berichte über die Reisen, bei denen er verschiedene Länder Europas kennen lernte und in denen er keine Spur von Chauvinismus – das Wort hat eine andere Bedeutung als ihm ein gender-inspirierter Sprachgebrauch inzwischen hat zuwachsen lassen – erkennen lässt. Zweimal musste sich Ernst Moritz Arndt auf der Flucht vor den alle Grenzen in Europa niederreißenden Truppen Napoleons unter den Schutz fremder Herrscher, des schwedischen Königs und des russischen Zaren, begeben. Zum Kosmopoliten hat ihn das trotzdem nicht gemacht. Unter dem Eindruck der napoleonischen Gewalt Herrschaft in den besetzten Gebieten steigerte er sich in einen rhetorisch maßlosen Franzosenhass hinein. Dass Nationalismus aber zu Lebzeiten Ernst Moritz Arnnds, Johann Gottlieb Fichtes und eben der Brüder Humboldt auch Kampf für Freiheit und Demokratie bedeutete, ist die andere Seite der Medaille.

Wenn Humboldt in seinen sprachtheoretischen Schriften die Nation als einen wichtigen Referenzpunkt setzt, dann kommt das also nicht von ungefähr. Bereits in seiner ersten größeren Schrift, den erst sehr viel später wirksamen „*Ideen zu einem Versuch die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*“ von 1792, spielt die Nation eine wichtige Rolle. Die Nation gewann für Humboldt zusehends mehr die Bedeutung einer „*Sprach- und Kulturgemeinschaft*“.<sup>97</sup> Gerade sein Paris-Aufenthalt am Jahrhundertende führte ihm die Bedeutung vor Augen, welche die „*nationale Herkunft, die Prägung durch das ‚Nationale‘, für jeden Menschen, also auch für ihn habe*“.<sup>98</sup>

Die Begrifflichkeit ist in der Schrift über die „*Gränzen des Staates*“ unscharf, eine systematische Trennung von „*Staat*“ und „*Nation*“, nimmt Humboldt noch nicht vor, aber sie deutet sich an. Entgegen einer verbreiteten Rezeptionsgeschichte, die kaum über die Lektüre des Titels hinausgekommen sein dürfte, ist Humboldts Staat keineswegs der liberale Staat, den die Utilitaristen des 19. Jahrhunderts entworfen haben, auch wenn sich deren Urvater, John Stuart Mill, in der Mitte des 19. Jahrhun-

---

<sup>95</sup> Vgl. Jürgen Schiewe, *Nationalistische Instrumentalisierungen: Ernst Moritz Arndt und die deutsche Sprache*, in: *Ernst Moritz Arndt (1769-1860). Deutscher Nationalismus - Europa - Transatlantische Perspektive*, hrsg. v. Walther Erhart/Arne Koch, Tübingen: Niemeyer 2007 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 112), S. 113-120; hier S. 114f.

<sup>96</sup> Anja Stukenbrock, *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617-1945)*, Berlin/New York: de Gruyter 2005 (Studia Linguistica Germanica 74), S. 288f.

<sup>97</sup> Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 67.

<sup>98</sup> Ebd., S. 91.

derts ausdrücklich auf Humboldt beruft.<sup>99</sup> Bereits in dieser frühen Schrift stellte sich die Frage nach dem Verhältnis des Einzelnen zur Nation. Hier behilft sich Humboldt zunächst mit einer Metapher: „*Der Einzelne ist in Verhältniss zu seiner Nation nur in der Art ein Individuum, wie ein Blatt im Verhältniss zum Baum.*“<sup>100</sup> Dass Humboldt auf diese Frage eine spezifische Antwort gefunden hat, ist in der deutschen Wirkungsgeschichte kaum bemerkt worden: „*Einer kritischen Auffassung des Staates, der nicht zufällig in seinen Grenzen negativ definiert und als Zwang angesehen wird, setzt Humboldt nicht das Individuum in seiner abstrakten Freiheit, sondern eine selbständige Gemeinschaft von Individuen entgegen.*“<sup>101</sup> Die Bedeutung dieses Befundes lässt sich gar nicht überschätzen. Der größere Teil der Schrift besteht nicht darin, dem Staat seine Grenzen zuzuweisen, sondern sehr präzise die recht umfangreichen Aufgaben zu bestimmen, die ihm zukommen, damit er seine eigentliche Aufgabe erfüllen kann: die Freiheit des Einzelnen zu sichern.

Dabei spielt der Begriff der „*Nation*“ eine zentrale Rolle. Sicherlich inspiriert von der Französischen Revolution und ihrer in den Koalitionskriegen gerade sehr erfolgreichen Revolutionsarmee, fordert Humboldt eine allgemeine Wehrpflicht, um die Nation und das Nationalgefühl zu stärken: „*Die Abkehr vom Staat ist also der Übergang zur Gemeinschaft*“<sup>102</sup>, die bei Humboldt noch „*Nation*“ heißt. Ganz ähnlich argumentiert Humboldt dann 15 Jahre später bei seiner Bildungsreform. Hier taucht der gleiche Gedanke in einer anderen Variation auf. „*Humboldts Bildungsideal*“ wurde allzu lange im Sinne eines neuhumanistischen Individualismus gelesen. Überlesen wurde dabei, dass Humboldt nicht nur die Universitäten, sondern auch die Schulen dem Zugriff des Staates entziehen und sie der Obhut der Nation anvertrauen wollte.<sup>103</sup> In einem Brief an Bernhard Christian Ludwig Natorp, der maßgeblich als Berater und Organisator an „*Humboldts Bildungsreform*“ mitgewirkt hat, formuliert er dieses Prinzip: „*Es wäre unrecht, alles vom Staat allein zu verlangen; es wirkt heilsam auf die Selbständigkeit der Nation, wenn große wohlthätige Veranstaltungen gleichsam aus ihrem eigenen Schoße, ohne positive Mitwirkung der Regierung, hervorgehen.*“<sup>104</sup> Jede Gemeinde solle für ihre Schule selbst verantwortlich sein

---

99 Humboldts Staatsschrift erschien 1851 in Breslau und in englischer Übersetzung 1856 in London.

100 Wilhelm von Humboldt, *Betrachtungen über die Weltgeschichte*, GS III, S. 352.

101 Donatella di Cesare, *Über Humboldt in der Zukunft*, in: *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 4), S. 161-169; hier S. 162.

102 Vgl. ebd., S. 165.

103 Vgl. Maurer, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 79), S. 174f.

104 Wilhelm von Humboldt, *Brief an Bernhard Christian Ludwig Natorp vom 14. März 1809*, GS XVI, S. 94; vgl auch Peter J. Brenner, *Bildung – Schule – Wirklichkeit. Das vergessene Erbe der Brüder Humboldt*, in: *Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e. V.*, Bd. 30: *Die Humboldt-Brüder – eine unerschöpfliche Quelle*. Roßdorf: TZ-Verlag 2013, S. 49-83; hier S. 66-68.

– konkret: sie auch selbst finanzieren –, um auf diese Weise die Nation der Bürger gegenüber den Ansprüchen des Staates zu festigen. Das sind originelle praktische Wendungen eines Gedankens, der für die Neubestimmung der europäischen Staaten nach 1800 eine zentrale Rolle spielte.<sup>105</sup> In der Summe laufen diese verstreuten, aber fundamentalen Überlegungen darauf hinaus, dass die Individuen ihre Probleme selbst lösen sollen, sei es allein, sei es „*in sich frei organisierenden Gemeinschaften*“.<sup>106</sup> Der Staat soll sich zurücknehmen, „*dass leichter Gemeinheiten entstehen, deren Wirksamkeit in diesen und vielfältigen ähnlichen Fällen an die Stelle des Staates treten könne.*“<sup>107</sup>

Eine bemerkenswerte, in Deutschland weitgehend unbeachtet gebliebene Rezeption haben diese Überlegungen Humboldts in der angelsächsischen politikwissenschaftlichen Diskussion des ausgehenden 20. Jahrhunderts gefunden. In dem weltweit bahnbrechenden Buch zur Gerechtigkeitstheorie von John Rawls taucht Humboldt an ganz unvermuteter Stelle als Referenzfigur auf. Rawls zitiert Humboldt als Gewährsmann für jenen abstrakten Individualismus, auf den er selbst seine Gerechtigkeitstheorie gründet: „*Man kann also mit Humboldt sagen, durch die auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten ihrer Mitglieder aufgebaute soziale Gemeinschaft könne jeder an der Gesamtheit der verwirklichten natürlichen Fähigkeiten der anderen teilhaben.*“<sup>108</sup> Die Individuen sind darauf angewiesen, sich wechselseitig durch ihre je individuellen Fähigkeiten zu ergänzen. „*Nur in einer sozialen Gemeinschaft ist der einzelne vollständig entwickelt.*“<sup>109</sup> Aber bei dieser „*sozialen Gemeinschaft*“ hat Rawls offensichtlich eher Adam Smith – den er an dieser Stelle auch anführt – vor Augen als Humboldt. Denn Humboldts Gemeinschaft ist etwas anderes als eine Ansammlung einander sich in ihren Fähigkeiten ergänzender Individuen.

Der kanadische Philosoph Charles Taylor stellt Rawls eine andere Humboldt-Deutung entgegen. Taylor ist sicher einer der besten Kenner des deutschen Idealismus und seiner langen Vorgeschichte. Für ihn ist Humboldt ein früherer Vorläufer des modernen Kommunitarismus, jener politischen Theorie also, welche Gesellschaften, auch moderne, nicht nur als eine regelgeleitete Versammlung

---

105 Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 144f.; S. 198.

106 Ebd., S. 330.

107 Wilhelm von Humboldt, *Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen*, GS I, S.188.

108 John Rawls, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979, S. 568. – Rawls zitiert hier in einer Fußnote sehr ausführlich eine Passage aus Humboldts Schrift über die „*Gränzen des Staates*“ (GS I, S. 107). Er relativiert den Humboldt-Bezug aber deutlich mit dem Hinweis, dass diesen Gedanken schon „viele“ gehabt haben müssen, und erwähnt Kant und weitere Referenzautoren, von denen diese Idee bereits mehr oder weniger deutlich entwickelt wurde.

109 Rawls, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, (wie Anm. 108), S. 569 (Fn. 4).

isolierter Individuen begreift, sondern als aus kontingenten historischen Umständen hervorgegangene Gemeinschaften, deren Lebensbedingungen nicht beliebig zur Disposition stehen. Mit Blick auf Humboldt – und Hegel – hat Taylor den Begriff des „*holistischen Individualismus*“ verwendet.<sup>110</sup> Der „*atomistischen liberalen Tradition*“ der Staatsauffassung wird die „*politisch organisierte Gemeinschaft*“ als Gegenmodell gegenübergestellt.<sup>111</sup> Die angelsächsische Variante des Liberalismus gewinnt dadurch einen kontinentalen Akzent: „*Ich widme mich nicht der Verteidigung der Freiheit von einfach irgend jemandem, sondern ich fühle das Band der Solidarität mit meinen Landsleuten in unserem gemeinsamen Unternehmen, dem gemeinsamen Ausdruck unserer jeweiligen Würde.*“<sup>112</sup>

Diese Bezugnahmen auf Humboldt sind nicht sehr tiefgreifend, eröffnen aber einen Ansatzpunkt der Humboldt-Interpretation, der in der deutschen Rezeption nur wenig beachtet wird.<sup>113</sup> Unstreitig ist für Humboldt, so wenig er es auch selbst reflektiert, dass das Individuum das Zentrum seiner philosophischen Reflexion ist. Aber ebenso bewusst ist ihm, dass das Individuum in „*holistische*“ Gesamtzusammenhänge eingebettet ist, in denen die Sprache wiederum ein zentrales konstitutives Moment darstellt.

Humboldts Bezugnahmen auf die „*Nation*“ sowohl in seiner Staatstheorie wie in der Sprachphilosophie wird man nicht als dumpfen Nationalismus deuten dürfen, wozu man heute aus Unkenntnis ideengeschichtlicher Zusammenhänge neigt. Sie ergeben sich vielmehr aus den Sachzwängen, die eine Beschäftigung mit der „*Sprache*“ nun einmal mit sich bringt, einerseits und aus den historischen Konstellationen des beginnenden 19. Jahrhunderts andererseits.<sup>114</sup> Dass sich der preußische Beamte und Diplomat auf internationalem Parkett in seinen Denkschriften mit der Rolle Deutschlands im nachnapoleonischen Europa auseinandersetzen musste, war unvermeidlich.<sup>115</sup> Seine Position war klar: „*Deutschland muss frei und stark seyn, nicht bloss, damit es sich gegen diesen, oder jenen Nachbar, oder überhaupt gegen jeden Feind verthei-*

---

110 Charles Taylor, *Aneinander vorbei: Die Debatte zwischen Liberalismus und Kommunitarismus*, in: *Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften*, hrsg. v. Axel Honneth, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 103-130; hier bes. S. 108.

111 Charles Taylor, *Hegel*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 7. Aufl. 2014, S. 507.

112 Taylor, *Aneinander vorbei* (wie Anm. 110), S. 111; vgl. Charles Taylor, *Language and human nature*, in: ders., *Human agency and language. Philosophical papers*, Cambridge u.a.: Cambridge UP1985, S. 213-247; hier S. 231-234.

113 Walter Reese-Schäfer, *Grenzgötter der Moral. Der neuere europäisch-amerikanische Diskurs zur politischen Ethik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, S. 298f.; S. 628f.

114 Vgl. zu den ideengeschichtlichen Konstellationen Charles Taylor, *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Individualität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 8. Aufl. 2012, S. 722-726.

115 Maurer, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 79), S. 204f.

digen könne, sondern deswegen, weil nur eine, auch nach aussen hin starke Nation den Geist in sich bewahret, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen.“<sup>116</sup> Das ist die nüchterne Kalkulation eines Diplomaten, der die Stimme Deutschlands im internationalen Konzert der Mächte zu Gehör zu bringen hatte.<sup>117</sup> Dabei bringt er, wohl weniger an die Politiker als an die Öffentlichkeit gerichtet, das „Nationalgefühl“ als strategisches Argument in die Diskussion ein.<sup>118</sup>

In der „Denkschrift“ für den Freiherrn vom Stein widmet Humboldt dem Problem des nationalen Zusammenhalts darüber hinaus gehende grundsätzliche Überlegungen: „wie die Natur Individuen in Nationen vereinigt und das Menschengeschlecht in Nationen absondert, ein überaus tiefes und geheimnisvolles Mittel, den Einzelnen, der für sich nichts ist, und das Geschlecht, das nur im Einzelnen gilt, in dem wahren Wege verhältnismässiger und allmählicher Kraftentwicklung zu erhalten. Und obgleich die Politik nie auf solche Ansichten einzugehen braucht, so darf sie sich doch nicht vermessen, der natürlichen Beschaffenheit der Dinge entgegen zu handeln. Nun aber wird Deutschland in seinen, nach den Zeitumständen erweiterten oder verengerten Grenzen immer, im Gefühle seiner Bewohner und vor den Augen der Fremden Eine Nation, Ein Volk, Ein Staat bleiben.“<sup>119</sup>

Humboldts Nationalismus war der deutsche Patriotismus eines preußischen Kosmopoliten, weit entfernt von den chauvinistischen Auswüchsen, die der antinapoleonische Franzosenhass in diesen Jahren bei deutschen Intellektuellen annehmen konnte.<sup>120</sup> In seinem weiteren Umfeld hat man aus dem Befund des Zusammenhangs von Sprache und Nation unmittelbar politisches Kapital zu schlagen versucht. Ernst Moritz Arndt, Humboldts Altersgenosse und einer der tonangebenden antinapoleonischen Propagandisten in den Befreiungskriegen, hat die Formel gefunden, die lange Zeit politisch gültig war: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ fragte er 1813 in einem wirkungsmächtigen Lied, das in den „Deutschen Wehrliedern für das Königl. Preuß. Frei-Corps“ erstmals veröffent-

---

116 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die deutsche Verfassung*, GS XI, S. 97.

117 Heinz Angermeier, *Deutschland zwischen Reichstradition und Nationalstaat. Verfassungspolitische Konzeptionen und nationales Denken von 1801 bis 1815*, in: ders., *Das alte Reich in der deutschen Geschichte: Studien über Kontinuitäten und Zäsuren*. München: Oldenbourg 1991, S. 449-521; hier S. 276f.; vgl. auch Maurer, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 79), S. 169.

118 Claude D. Conter, *Jenseits der Nation. Das vergessene Europa des 19. Jahrhunderts. Die Geschichte der Inszenierungen und Visionen Europas in Literatur, Geschichte und Politik*, Bielefeld: Aisthesis 2004, S. 102.

119 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die deutsche Verfassung*, GS XI, S. 195; vgl. auch Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 267-272.

120 Vgl. Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 263.



licht wurde. Die Antwort lautete: „*So weit die deutsche Zunge klingt*“.<sup>121</sup> Ganz neu war der Gedanke nicht, dass die Nation wesentlich durch die Sprache definiert wird, aber in dieser dezidiert politischen Zuspitzung wurde er erst in den Befreiungskriegen formuliert. Humboldt ist hier wesentlich zurückhaltender, und schon gar nicht interessieren ihn die nationalistischen Untertöne dieser Gedankenbewegung, die Nation und Sprache zusammenbindet. Der erste Biograph Wilhelm von Humboldts, Rudolf Haym, der seine Monographie 1856 veröffentlichte, hat als ehemaliger Vormärzliberaler noch diesen Aspekt in Humboldts Denken erkannt und ihn als tragende Säule hervorgehoben.<sup>122</sup> Die neuere Zeit tut sich schwerer damit, aber immerhin kann man Humboldt zugestehen, dass die „*Lösung der Sprachenfrage von der Biologie und ihre Verbindung mit dem Begriff der Nation*“ ein Schritt in die richtige, die kosmopolitische Richtung war.<sup>123</sup>

Immer wieder kommt Humboldt in seinen politischen Schriften und Empfehlungen auf die Sprache zurück, welche die „*Länder zu einem Ganzen*“ verbindet, die durch „*ihre Stammverwandtschaft und Sprache offenbar eine Einheit ausmachen*“.<sup>124</sup> Humboldt denkt die Nation nicht nationalistisch und schon gar nicht völkisch. Die Nation ist das, was die Menschen jenseits der Institutionen des Staates zusammenhält. Eine Nation entwickelt sich im Zusammenspiel von Sprache, Tradition, Sitten und Gebräuchen und sozialen Bindungen.

Humboldts Feststellung der engen Verbindung von Nation und Sprache enthält eine weitere politische Implikation. Ihm wurde aufgrund seiner vergleichenden Sprachstudien vorgeworfen, Inszenator einer „*protokolonialistischen*“ Sprachpolitik gewesen zu sein.<sup>125</sup> Ruth Römer hat den Vorwurf gegen Humboldt erhoben, mit seiner Höherwertung der „*flektierenden*“ Sprachen die Sprachwissenschaft nicht nur auf eine falsche Fährte, sondern sie auch implizit auf den Pfad eines rassistischen Denkens gelockt zu haben. Humboldt habe „*unglaubliche und heute unfassbare Werturteile über die Sprachen*“ ausgesprochen.<sup>126</sup> Ganz so dramatisch, dass man hier gleich einen „*moralischen Mangel*“ von Humboldts

---

121 Vgl. Ernst Moritz Arndt, *Des Deutschen Vaterland*, in: ders., *Ausgewählte Werke in 16 Bänden*, hrsg. v. Heinrich Meissner/Robert Geerds, Bd. 3, Leipzig: Hesse & Becker o.J., S. 25f; vgl. auch: Sigrid Nieberle, „*Und Gott im Himmel Lieder singt*“. *Zur prekären Rezeption von Ernst Moritz Arndts Des Deutschen Vaterland*, in: *Ernst Moritz Arndt* (wie Anm. 95), S. 121-136; hier S. 124f.

122 Vgl. Rudolf Haym, *Wilhelm von Humboldt, Lebensbild und Charakteristik*, Berlin: Gaertner 1856, S. 51-57 u.ö.

123 Messling, *Gebeugter Geist* (wie Anm. 26), S. 340.

124 Wilhelm von Humboldt, *Der deutsche Bund*, GS XII, S. 74; vgl. auch Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 301.

125 Messling, *Pariser Orientlektüren* (wie Anm. 71), S. 227-276; Thouard, *Wilhelm von Humboldt und das vergleichende Sprachstudium* (wie Anm. 35), S. 177.

126 Ruth Römer, *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*, München: Fink, 2., verb. Aufl. 1989, S.108; vgl. auch – moderater – Messling, *Gebeugter Geist* (wie Anm. 26), S. 332f.

Kawi-Schrift sehen müsste, ist es nicht. Aber es gibt in der Tat etliche Stellen, an denen Humboldt darüber reflektiert, wie die grammatische Struktur von Nationalsprachen das Denken der jeweiligen Völker beeinflusst haben könnte. Diese Fragestellung ist zunächst einmal eine konsequente Fortführung seiner Prämisse, dass Sprache und Denken aufs Engste zusammengehören.

Grundsätzlich neigte Humboldt zur – unhaltbaren und heute längst aufgegebenen<sup>127</sup> – Annahme einer Überlegenheit der flektierenden Sprachen. Auch die Frage nach der Buchstaben- und der Bilderschrift, wie der ägyptischen Hieroglyphen, mit denen sich Humboldt ebenfalls befasste, gehört in diesen Zusammenhang.<sup>128</sup> In seinen früheren Untersuchungen folgerte er, dass die flektierenden Sprachen einen höheren Grad geistiger Reife bekunden und entsprechend auf eine höhere zivilisatorische Entwicklungsstufe verweisen und schloss daraus auf einen Vorrang des Indogermanischen – des „Sanskritischen“ – gegenüber dem Chinesischen. Später hat er diese Hypothese fallenlassen, wie er in der Auseinandersetzung mit Abel-Rémusat zugesteht.<sup>129</sup>

An anderer Stelle fragt er, ob die Ursache für den „Vorzug der Völker Sanskritischen Stammes in ihren intellektuellen Anlagen oder in ihrer Sprache oder in günstigeren geschichtlichen Schicksalen zu suchen“ sei – gemeint ist der höhere wissenschaftliche und künstlerische Entwicklungsstand der europäischen, auf antiker Sprachtradition ruhenden Völker gegenüber den Arabern. Genau lasse sich der Grund nicht feststellen, aber unbestreitbar sei, dass bestimmte Sprachen aufgrund ihrer Struktur einen günstigeren Einfluss auf die Kulturentwicklung hätten als andere. Deshalb hätten die Araber „nicht das Gebäude der Wissenschaft und Kunst aufzuführen vermocht [...], dessen wir uns zu Recht rühmen.“<sup>130</sup> Diese Überlegung greift Alexander von Humboldt im „Kosmos“ zustimmend auf.<sup>131</sup>

Humboldt hat den Versuch nicht weitergeführt, einen direkten Zusammenhang von Sprachstruktur und Zivilisationsstand herzustellen. Primitive Sprachen gibt es für ihn nicht. Jede Sprache hat ihre eigenen Gesetze und ihre eige-

---

127 Vgl. Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 310f.

128 Vgl. Markus Messling, *Wilhelm von Humboldt et Jean François Champollion le jeune. Les hiéroglyphes et la culture européenne*, in: *Les frères Humboldt, l'Europe de l'esprit [Catalogue de l'exposition à l'Observatoire de Paris du 15 mai au 30 juin 2014]*, hrsg. v. Savoy Bénédicte/David Blankenstein, Paris: PSL Research Univ. 2014, S. 69-79; hier bes. S. 72-76.

129 Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 26f.; S. 252f.; S. 303; vgl. auch Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 345f.; vgl. dazu Messling, *Orientlektüren* (wie Anm. 71), S. 273.

130 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 210f.

131 Vgl. Alexander von Humboldt, *Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, Bd. 2, Stuttgart: Cotta o.J., S. 183.

ne Systematik, und jede hat ihr eigenes Recht: „*ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, zu fällen, kann niemand entfernter seyn, als ich. [...] Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild jener ursprünglichen Anlage zur Sprache überhaupt.*“<sup>132</sup>

### Menschheitspathos

Die – politisch völlig unverdächtige – nationale Bindung der Sprache ist in der deutschen Humboldt-Rezeption marginalisiert worden. Umso größere Beachtung hat der dritte Aspekt gefunden, den Humboldts Sprachphilosophie herausarbeitet: Die Sprache ist individuell und national; sie ist aber zugleich auch das, was allen Menschen gemein ist und was allem Menschsein voranliegt. Humboldt ist sich der Konsequenzen dieses Axioms sehr bewusst. Hier findet er die Antwort auf die Frage, welche die deutschen Intellektuellen in der Mitte des 18. Jahrhunderts bewegt hat: die Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes. Diese Diskussion beginnt am Anfang mit eher theologischen, später wurde sie dann mit rassentheoretischen – und heute undenkbar gewordenen – Argumenten ausgefochten,<sup>133</sup> die ihre verschiedenen „*Rassenlogiken*“ hervorgebracht haben.<sup>134</sup>

Dieser Befund von der Sprache als einigendem Band, das alle Menschen gleichermaßen umschlingt, hat nicht nur eine empirische, sondern auch eine starke moralische Komponente. Sie findet ihren prägnantesten Ausdruck in der berühmt gewordenen Sentenz: Die leitende Idee der Geschichte sei „*Menschlichkeit, das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben, und die gesamte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe als Einen großen, nahe verbrüdeten Stamm zu behandeln*“.<sup>135</sup> Das Menschheitspathos, das sich in dieser Formulierung artikuliert, gehört zum Erbe der späteren Aufklärung. Nicht von ungefähr erinnert es an die berühmte Verszeile aus der Ode „*An die Freude*“ von Humboldts Jenaer Freund Friedrich Schiller: „*Alle Menschen werden Brüder*“.<sup>136</sup> Schiller hatte die Ode 1794, sicher unter dem Ein-

---

132 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 257.

133 Vgl. Karin Priester, *Rassismus. Eine Sozialgeschichte*, Leipzig: Reclam 2003, S. 78-103.

134 Messling, *Gebeugter Geist* (wie Anm. 26), S. 18.

135 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 114.

136 In der ersten Fassung des Gedichts hieß es noch weniger emphatisch „*Bettler werden Fürstenbrüder*“; vgl. Friedrich Schiller, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Gerhard Fricke/Herbert G. Göpfert, Bd. 1, Hanser: München, 5., durchges. Aufl. 1973, S. 133-136; S. 872.

druck der Französischen Revolution und ihres Fraternité-Pathos, als Freimaurerlied für seinen Dresdener Freund Körner gedichtet. Später emanzipierte sich die Ode von dieser ursprünglichen Zweckbestimmung und avancierte in der Vertonung Ludwig van Beethovens zur Europahymne, wobei hier allerdings mit „*allen Menschen*“ wohl nur die Europäer der Europäischen Union gemeint sind.

Humboldts pathetische Sequenz hat eine eigenartige Karriere gemacht. Zunächst findet sie sich versteckt in den zu Lebzeiten nicht publizierten Fragmenten der Kawi-Einleitung. Humboldt ist der Satz aber so wichtig, dass er ihn aus dieser Anonymität hervorhebt und ihn ziemlich an den Anfang seiner Akademie-Rede „*Ueber die Sprachen der Südsee-Inseln*“ von 1825 stellt. Von hier aus verselbständigte sich der Abschnitt dann und geht seinen eigenen Weg. Alexander von Humboldt zitiert ihn im ersten Band seines „*Kosmos*“ von 1845, und im Jahr darauf findet sich diese Sentenz im Politik-Buch von Julius Fröbel. 1970 nutzt Herbert Scurla in seiner dickleibigen Wilhelm-von-Humboldt-Biographie das Zitat als wichtigen Schlussstein, um Humboldt seinen DDR-Lesern näherzubringen.<sup>137</sup>

Bei jedem Auftreten dieses Zitats lässt sich eine leichte Kontextverschiebung feststellen. In der ersten öffentlichen Vorstellung in der Akademie-Rede belässt Humboldt das Zitat in seiner emphatischen Zusammenhanglosigkeit. In seinem ursprünglichen Kontext des Kawi-Werkes erfährt es jedoch eine deutliche Relativierung. Die Wunschvorstellung einer pathetischen Menschheitsverbrüderung, die das Zitat ausdrückt, wird hier eingehegt durch den nüchternen Befund des Empirikers Humboldt. Die Einheit des Menschengeschlechts ist für Humboldt die regulative Idee, an der sich der Gang der Weltgeschichte orientiert oder doch orientieren sollte. Der Realist weiß aber, dass die Verhältnisse nicht so sind, wie der Idealist sie sich wünscht, dass es neben den „reinen Offenbarungen“ der Idee auch ihre „fast unkenntlichen Abarnten“ gibt. Ihren Anfang nahm die Idee der Menschheitsverbrüderung, „*als durch die Verbreitung des Christentums die Scheidewand zwischen den Nationen sank, und eine allgemeine Verbrüderung aller entstand*“.<sup>138</sup> Die Hoffnung aber, dass diese Verbrüderung einmal auf dem „*ganzen Erdboden vollendet seyn könnte*“,<sup>139</sup> wird sich nicht erfüllen. Besonders hervor hebt er die Religionsstreitigkeiten, und hier wieder den „*Islamismus*“, der „*ausdrücklich gewaltsame Bekehrung*“ gebiete. Aber auch

---

137 Herbert Scurla, *Wilhelm von Humboldt. Werden und Wirken*, Düsseldorf: Claassen 1976 (zuerst erschienen im Verlag der Nation/DDR 1970), S. 611. – Bevor Herbert Scurla sich Humboldts Idee allgemeiner Menschheitsverbrüderung zu eigen machte, war er als Oberregierungsrat im NS-Reichserziehungsministerium für Ostfragen zuständig und verfasste einen Bericht über die deutschen Emigranten in der Türkei; 1946 wurde er Lektor im Verlag der Nation in Ost-Berlin; später freier Publizist in der DDR.

138 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 115f.

139 Wilhelm von Humboldt, *Ueber den Nationalcharakter der Sprachen*, GS IV, S. 427.

das Christentum kommt in dieser welthistorischen Würdigung nicht viel besser davon. Am Ende ist es wieder die Sprache, die jenseits der Verirrungen der Geschichte Versöhnung verspricht: „*Die Sprache umschlingt mehr, als sonst etwas im Menschen, das ganze Geschlecht.*“<sup>140</sup>

Jürgen Habermas, der in seinem umfangreichen der Kommunikationstheorie gewidmeten Lebenswerk Humboldt ansonsten nur sporadisch mit einigen Pflichtzitatens würdigt, hat diesen Sachverhalt, dass Sprachen gleichermaßen trennen wie vereinen, noch schöner ausgedrückt: „*Aber schon Humboldt setzt hier an, um die Grunderfahrung jedes Interpreten aufzuklären – die Erfahrung nämlich, daß die Sprache nur im Plural von Einzelsprachen auftritt, die sich als individuelle Totalitäten darstellen und gleichwohl füreinander porös sind. Sprachen drücken einerseits Weltbildern und Lebensformen ihren individuellen Stempel auf und erschweren so Übersetzungen aus der einen in die andere Sprache; gleichwohl laufen sie wie konvergierende Strahlen auf das gemeinsame Ziel universalen Verständigung zu.*“<sup>141</sup>

Was für Wilhelm von Humboldt nur eine empirisch-historische Feststellung ist, wendet Alexander von Humboldt eher ins Grundsätzliche. Das Zitat steht am Ende einiger Überlegungen zu den „*verschiedenen Rassen*“ der Menschheit.<sup>142</sup> Nachdem die Diskussion darüber gegen Ende des 18. Jahrhunderts eigentlich abgeschlossen schien, taucht sie merkwürdigerweise in der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder auf. Alexander von Humboldt kehrt zu dem alten Befund Herders zurück, dass es eine Vielfalt von Rassen und entsprechend eine Vielfalt von Kulturen gäbe. Diese genuin aufklärerische, wohl im Kern auf Herder zurückgehende Idee von der Gleichwertigkeit aller Völker – heute wird man besser von „Ethnien“ sprechen – ist im Zuge des dekonstruktionistischen Diskurses längst in Misskredit geraten. Wer heute von einer „*Vielfalt der Weltkulturen*“ statt von ihrer wechselseitigen Durchdringung spricht,<sup>143</sup> setzt sich dem Verdacht aus, rechtsextremen identitären Bewegungen zuzuneigen, weil nach heutigem aufgeklärtem Verständnis mit der Vielfalt der Kulturen immer nur gemeint sein könne, dass eine, nämlich die deutsche, Kultur eine Hegemonie ha-

---

140 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 117f.

141 Jürgen Habermas, *Individuierung durch Vergesellschaftung. Zu George Herbert Meads Theorie der Subjektivität*, in: ders., *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, S. 187-241; hier S. 202.

142 Alexander von Humboldt, *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, Bd. 1, Stuttgart: Cotta o.J., S. 264.

143 Das ist das Programm des in Entstehung begriffenen Humboldt-Forums im wieder aufgebauten Berliner Schloss; vgl. Hermann Parzinger, *Das Humboldt-Forum. „So viel Welt mit sich verbinden als möglich“. Aufgabe und Bedeutung des wichtigsten Kulturprojekts in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Berlin 2011, S. 34.

ben solle.<sup>144</sup> Jede dieser Kulturen habe, so fährt Alexander von Humboldt fort, einen eigenen Entwicklungsstand, aber jede sei grundsätzlich fähig, durch eigene Anstrengung oder koloniale Unterstützung auch den höchsten – nämlich den europäischen – Entwicklungsstand zu erreichen: „*Indem wir die Einheit des Menschengeschlechtes behaupten, widerstehen wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Natur veredelte, aber keine edleren Volksstämme.*“<sup>145</sup>

Auch Julius Fröbel bindet das Wilhelm-von-Humboldt-Zitat in genau diesen Argumentationsgang unter Berufung auf Alexander von Humboldt ein.<sup>146</sup> Auch er ist der Überzeugung, dass es verschiedene Menschenrassen gebe, dass aber alle „*mit der Verbesserung der Lebensbedingungen allmählig in edlere Formen*“ übergehen.<sup>147</sup>

Solche Grundhaltungen, die man heute ohne Umschweife als „Rassismus“ bezeichnen würde, oder ihnen doch zumindest den Vorwurf des „Eurozentrismus“ entgegenhielte, von dem auch Wilhelm von Humboldt leider nicht freizusprechen sei,<sup>148</sup> waren um die Jahrhundertmitte im Zuge des sich ausbreitenden europäischen Kolonialismus wieder weit verbreitet. Sie umfassten jedoch ein sehr viel breiteres gedankliches Spektrum, als es gegenwärtigen Kritikern präsent ist. Die Vorstellung, dass es verschiedene Rassen gäbe, implizierte keineswegs auch die Vorstellung, dass einzelne Rassen mehr oder andere geringere Rechte hätten.<sup>149</sup>

Ob „*Humboldt ein Rassist*“ gewesen sei, wurde oft gefragt und meist verneinend, gelegentlich bejahend beantwortet.<sup>150</sup> Diese Diskussionen ragen bis in die Gegenwart des beginnenden 21. Jahrhundert hinein; sie begleiten auch die Gründungsgeschichte des „Humboldt-Forums“, das 2019 seinen Platz im wiederauf-

---

144 Karin Priester, *Rassismus* (wie Anm. 133), S. 84-86; S. 256f. Priester sucht und findet in ihrer ansonsten sehr sorgfältigen Studie zur Geschichte des Rassismus in Herder einen Ahnherrn rechts-extremer Bewegungen des 20. Jahrhunderts. Damit tut sie ihm sicher Unrecht, vgl. Peter J. Brenner, *Interkulturelle Hermeneutik, Probleme einer Theorie kulturellen Fremdverstehens*, in: ders., *Kultur als Wissenschaft* (wie Anm. 74), S. 105-125 (zuerst 1989); hier bes. S. 112-114.

145 Alexander von Humboldt, *Kosmos*, Bd 1 (wie Anm. 145), S. 263f. In einer Anmerkung weist Humboldt die gegenteilige Behauptung Aristoteles' vehement zurück; vgl. ebd., S. 337.

146 C. Junius [d.i. Julius Fröbel], *Neue Politik. Erster Theil*, Mannheim: Grohe 1846, S. 257f.

147 Ebd., S. 256.

148 Vgl. Messling, *Gebeugter Geist* (wie Anm. 26), S. 337.

149 Ein signifikantes Beispiel dafür ist Ernst Moritz Arndt, der 1804 den neuen Rassismus der französischen Revolutionsgesetzgebung beklagt und den vorrevolutionären Zeiten nachtrauert: „*und unsere schwarzen und olivenfarbigen Brüder waren auf gleichem Fuß allenthalben unter den Weisen, im Spiel wie im Ernst.*“ (1799), Ernst Moritz Arndt, *Germanien und Europa*, Altona: Hammerich 1803, S. 403.

150 Messling, *Pariser Orientlektüren* (wie Anm. 71), S. 227-231.

gebauten Berliner Schloss finden soll. Irgendwann war es dann offensichtlich einmal nötig, die Feststellung zu treffen: „*Humboldt war kein Rassist*“.<sup>151</sup> In einem Brief an Wolf vom Oktober 1796 hält Humboldt bereits die Grundzüge seines wissenschaftlichen Programms fest, was fast einer Lebensplanung gleichkommt. Eins der beiden Hauptthemen ist die Frage, „*wie verschieden sich der Mensch gestalten kann, ohne daß dennoch eine Form gerade einen geringeren Werth, als die andere hat.*“<sup>152</sup> An anderer Stelle wird diese Position noch einmal in pathetischer Programmatik ausformuliert: „*Wie verschieden der Mensch in Grösse, Farbe, Körperbildung und Gesichtszügen seyn möge, so sind seine geistigen Anlagen dieselben. Die entgegengesetzte Behauptung ist durch vielfältige Erfahrung widerlegt, und wohl nie ernsthaft und aus unpartheiischer Ueberzeugung, sondern nur, bei Gelegenheit des Negerhandels, aus schnöder Gewinnsucht oder lächerlichem Farbenstolze gemacht worden. Die Sprache aber geht ganz aus der geistigen Natur des Menschen hervor.*“<sup>153</sup>

### **Humboldt heute – ein Ausblick**<sup>154</sup>

Die Wirkung von Humboldts Sprachstudien ist auf den ersten Blick gering geblieben: „*Wirklich gelesen und in ihren Ideen geistig aufgenommen wurden sie freilich damals wie bis heute nur von ganz wenigen, und von einem tatsächlichen Einfluss auf die Sprachwissenschaft und den weiteren Gang ihrer Entwicklung wird man kaum sprechen können.*“<sup>155</sup> In der Sprachwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts finden sich vereinzelt Spurenelemente der Humboldt Wirkung – insbesondere die Arbeiten des Humboldt-Herausgebers Heymann Steinthal –, die sich indes nicht zu einem wissenschaftsgeschichtlichen Traditionsstrang verdichten.<sup>156</sup> Hin und wieder wurde im 20. Jahrhundert Humboldts Denkansatz wieder aufgegriffen. Leo Weisgerber entwickelt schon Ende der 1920er Jahre unter direktem Rückgriff auf Humboldt den Gedanken weiter, dass Sprache nicht nur Verständigungsmittel, sondern ein aus langen Traditionen erwachsenes objektives „*Kulturgut*“ sei, das die geistigen Kräfte des Einzelnen gleichermaßen prägt wie ge-

---

151 Ebd., S. 273.

152 Wilhelm von Humboldt, *Briefe an Friedrich August Wolf* (wie Anm. 23), S. 170.

153 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, 196f.

154 Eine Würdigung des Staatstheoretikers, Bildungsreformers und Sprachphilosophen Humboldt aus der Sicht des 21. Jahrhunderts findet sich in: Peter J. Brenner, *Wilhelm von Humboldt – ein Zeitgenosse des 21. Jahrhunderts?*, in: *Universitas* 72 (2017), S. 5-28.

155 Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 364; vgl. auch den Forschungsüberblick bei Andreas Flitner, *Wilhelm von Humboldt – neuere Forschung und interpretierende Literatur*, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 48 (2002), S. 287-297; hier S. 293-296.

156 Trabant, *Traditionen Humboldts* (wie Anm. 18), S. 59-63.

fangen hält: „*Jedem Volk ist in seiner Sprache eine Weltauffassung niedergelegt, und wir müssen jetzt sagen, ‚seine‘ Weltauffassung, wie sie in den Schicksalen der Sprachgemeinschaft, ihrer geographischen und geschichtlichen Lage, ihren geistigen und äußeren Bedingungen Gestalt gewonnen hat.*“<sup>157</sup> Aus dieser Anknüpfung an Humboldts Weltanschauungstheorie der Sprachen entwickelt sich in den 1950er Jahren in Deutschland eine Schule des „Neohumboldtianismus“, die einen gewissen Anklang fand.<sup>158</sup> Dazu gehören Leo Weisgerber, Jost Trier, Gunther Ipsen, Walter Porzig. Diese vier Sprachwissenschaftler, die in der Nachkriegszeit Lehrstühle an westdeutschen Universitäten hatten, begannen ihre Laufbahn in der Zwischenkriegszeit und verdanken ihre Karrieren im „Dritten Reich“ nicht nur ihren wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch ihrem Arrangement mit der NS-Ideologie. Weisgerbers Bezüge zu Humboldt sind unübersehbar. Insgesamt aber sind direkte Bezugnahmen auf Humboldt in der Sprachwissenschaft des „Dritten Reichs“ eher selten, obwohl die „*Herder-Humboldt, vision of language*“ ein integraler Bestandteil der NS-Linguistik war.<sup>159</sup> Wegen dieser vermeintlichen Vorbelastung wurde diese Form der Humboldt-Rezeption in der Nachkriegszeit nie recht anschlussfähig, obwohl sie in entideologisierter Form durchaus diskussionswürdig gewesen wäre. Unter dem Einfluss des Strukturalismus – dessen Nähe zu Humboldts Denkansatz schon Cassirer in einer seiner letzten Arbeiten erkannt hat<sup>160</sup> –, entwickelte sich auch die deutsche Sprachwissenschaft seit den späten 1960er Jahren ohnehin in eine andere Richtung.

Klagen über den aktuellen Zustand der deutschen Sprache und die damit einhergehende Kulturzerrüttung haben ihren Grund, aber er ist nicht immer da zu finden, wo man ihn zu suchen pflegt. Gewiss gibt es hinreichend Phänomene, die Anlass zur Sorge bieten. Dazu gehören neben der als Verfallsphänomen

---

157 Leo Weisgerber, *Muttersprache und Geistesbildung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1929, S. 99f.

158 Vgl. Di Cesare, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 38), S. 289; zu Weisgerbers Karriere als „Sonderführer“ im „Dritten Reich“ und die späteren Auseinandersetzungen darüber vgl. Christopher M. Hutton, *Linguistics and the Third Reich. Mother-tongue fascism, race and the science of language*, London/New York Routledge 1999, S. 126-140; zu Jost Trier S. 97-104; zu Weisgerber im „Dritten Reich“ vgl. auch Clemens Knobloch, „*Volkhafte Sprachforschung*“. *Studien zum Umbau der Sprachwissenschaft in Deutschland zwischen 1918 und 1945*, Tübingen: Niemeyer 2005, S. 258-271. – In diesen beiden großen Monographien zur Sprachwissenschaft im „Dritten Reich“ spielt Humboldt keine Rolle – besonders anschlussfähig war er für eine germanische Sprachwissenschaft offensichtlich nicht.

159 Hutton, *Linguistics and the Third Reich* (wie Anm. 160), S. 287.

160 Ernst Cassirer, *Structuralism in Modern Linguistics*, in: ders., *Aufsätze und kleine Schriften (1941-1945), Gesammelte Werke*. Hamburger Ausgabe, Bd. 24, Hamburg: Meiner 2007, S. 299-320; hier S. 315.



wohl überschätzten Amerikanisierung, die „*langsam an ihre Grenzen stößt*“<sup>161</sup>, und dem Einfluss der neuen Medien<sup>162</sup> vor allem politische Eingriffe: die Rechtschreibreform, das sprachliche Gender-Mainstreaming und die Begriffsstigmatisierung im Dienste der politischen Korrektheit. Das sind mehr oder weniger wichtige Epiphänomene einer sprachhistorischen Entwicklung, die man durchaus als „Sprachverfall“ deuten könnte.<sup>163</sup> Diese Kategorie wird allerdings von der professionellen Linguistik rigoros zurückgewiesen, die sich viel darauf zugehört, dass sie nur beschreibt und nicht bewertet.<sup>164</sup>

Die eigentlichen Probleme der Sprachentwicklung liegen aber woanders. Zunächst in der Schule. Die verheerende Wirkung der Pisa-Studien und ihrer Ableger TIMSS, PIRLS/IGLU, VERA auf die Zukunft der deutschen Sprache harrt noch der genaueren Untersuchung. Diese monumentalen „Bildungsstudien“ – „large scale studies“ – sind durchaus von der dunklen Ahnung beseelt, dass „Sprache“ wohl ein zentrales Moment eines jeden Bildungsgangs ist. Sie haben aber keine Vorstellung davon, worüber sie sprechen, wenn sie „Sprachkompetenz“ erforschen, und sie bieten ihre Forschungsergebnisse zudem in einer Sprache dar, die auf massive Bildungsrückstände ihrer Verfasser schließen lässt.<sup>165</sup> Diese Studien haben dessen ungeachtet eine prägende Wirkung auf die Unterrichtspraxis an deutschen Schulen. Ihre robuste, durch linguistische Kenntnisse nicht gedeckte Prämisse, dass Sprache im Wesentlichen aus dem Decodieren und Codieren von Informationen bestünde, prägt seit der Jahrtausendwende den Unterricht an deutschen Schulen. Die Auswirkungen dieser auf der Basis einer falschen Sprachauffassung exekutierten durch und durch verfehlten Didaktik kann man gar nicht überschätzen: „*Vor dem Hintergrund der deutschen Schulkatastrophe ist es in der Bildungsdebatte des weiteren aktuell geworden, unter dem Ausdruck ‚Sprache‘ ein rein rationales Bezeichnungs- und Kommunikationsinstrument zu verstehen, das in den schärfsten Gegensatz zu Emotionalen, zu Poetischem, zu Bildhaftem, zu den Künsten gestellt wird. Statt der kompromittierten und emotional hochgradig aufgeladenen ‚Muttersprache‘ gibt es jetzt in der Schule die von jeder Emotionalität befreite ‚Verkehrssprache‘.*“<sup>166</sup>

---

161 Jörg Riecke, *Geschichte der deutschen Sprache. Eine Einführung*, Stuttgart: Reclam 2016, S. 246.

162 Vgl. Christa Dürscheid/Karina Frick, *Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert*, Stuttgart: Kröner 2016, S. 108-129.

163 Vgl. die Belegsammlung in dem Kapitel „*Falsche Sprache*“ in: Josef Kraus, *Wie man eine Bildungsnation an die Wand fährt. Und was Eltern jetzt wissen müssen*, München: Herbig 2017, S. 173-236.

164 Vgl. den Tagungsband *Sprachverfall? Dynamik, Wandel, Variation*, hrsg. v. Albrecht Plewnia, Berlin/New York: de Gruyter 2014 (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013).

165 Vgl. Peter J. Brenner, *Die demolierte Sprache*, in: *Universitas* 68 (2013), S. 5-13.

166 Jürgen Trabant, *Weltansichten* (vgl. Anm. 6), S. 310.

Dabei hätte man gerade hier so viel von Humboldt lernen können. Denn Humboldts Sprachphilosophie führt weit weg von der instrumentalistischen Auffassung, dass Sprache nur ein Medium sei, mit dem vorher bereits Bestehendes und Bereitliegendes, seien es Sachverhalte in der Wirklichkeit oder seien es „Gedanken“, übermittelt werde.<sup>167</sup>

In den letzten Jahren ist ein weiteres Problem hinzugekommen, das höchste Aufmerksamkeit erfordert: Im Zuge der neueren geopolitischen Entwicklungen und unter den Bedingungen einer multikulturellen Einwanderungsgesellschaft drängen die von Humboldts Sprachphilosophie aufgeworfenen Fragen mit Macht wieder auf die Tagesordnung. Deutschland, so wurde zu Recht festgestellt, ist im Laufe der vergangenen Jahrzehnte ein Einwanderungsland geworden, in den letzten Jahren mehr denn je. Für die Sprache ist das nicht ohne Folgen geblieben. Dass Wanderungsbewegungen die Entwicklung einer Sprache maßgeblich beeinflussen, ist kein neuer Befund, und Humboldt hat sich ihm an verschiedenen Stellen gewidmet. Grundsätzlich steht er solchen Entwicklungen freundlich gegenüber, da die Vermischung der Sprachen auch eine Weiterentwicklung der „Weltansicht“ mit sich bringt: *„Durch die Mannigfaltigkeit der Sprache wächst unmittelbar für uns der Reichtum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen; es erweitert sich zugleich dadurch für uns der Umfang des Menschendaseyns, und neue Arten zu denken und empfinden stehen in bestimmten und wirklichen Charakteren vor uns da.“*<sup>168</sup>

Dazu will aber das in Deutschland besonders ausgeprägte Phänomen nicht passen, dass die Zuwanderer- und die autochthone Sprache oft kaum Kontakt haben. Nennenswerte Bevölkerungsteile haben in ihren jeweiligen Enklaven auch in der zweiten oder dritten Generation eine andere Verkehrssprache als die Landessprache. Viel kann man darüber mangels empirischer Forschung nicht sagen. Es ist in der Tat erstaunlich, dass der gigantische finanzielle, logistische und ideologische Aufwand, der in den vergangenen beiden Jahrzehnten mit Bildungs- und anderen soziologischen Studien betrieben wurde, praktisch keine belastbaren empirischen Ergebnisse zu der Frage erbracht hat, wie es mit der sprachlichen Integration von bestimmten Einwanderergruppen steht. Die Forschungslage ist rudimentär, und das nicht ohne Grund: An der politischen Brisanz der sprachwissenschaftlichen Forschung hat sich seit dem frühen 19. Jahrhundert nichts geändert. Linguisten – die inzwischen einen neuen Forschungszweig „Migrationslinguistik“ be-

---

167 Jürgen Trabant, *Arbeit des Geistes* (wie Anm. 89), S. 16f.

168 Wilhelm von Humboldt, *Fragmente der Monographie über die Basken*, GS VII, S. 602 – Jürgen Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 12

gründet haben –, die solche Fragen erforschen, könnten leicht „in die Diskriminierungsfalle geraten.“<sup>169</sup>

Immerhin scheint es empirisch einigermaßen gut belegt zu sein, dass eine große Zahl türkischer Jugendlicher untereinander und zu Hause kaum Deutsch sprechen, und eine aufwendige Befragung von Muslimen in Deutschland ergab, dass rund 38 % von ihnen nie oder fast nie Deutsch im Freundeskreis sprechen.<sup>170</sup> Und wo es doch sprachliche Kontakte gibt, führen sie zu Entwicklungen, die Humboldt wohl befremdet hätten. Linguisten haben erste Phänomene beschrieben: Strukturen der eigenen Erstsprache, Arabisch oder Türkisch, werden auf die Zweitsprache Deutsch übertragen, Präpositionen verschwinden ebenso wie etliche Tempora, und die Wortfolge verändert sich – Strukturveränderungen, die dann auch in einschlägigen Milieus von deutschen Muttersprachlern übernommen werden. Hier handelt es sich, so deuten es die Forscher, um „die Strategie, die Sprachstrukturen zu vereinfachen, um das Kommunizieren zu erleichtern.“ Man kann darüber streiten, ob diese migrationsinduzierten Sprachentwicklungen ein „kreativer, fruchtbarer Prozess“ sind.<sup>171</sup> Tatsächlich erinnern diese Sprachentwicklungen eher an Humboldts Darstellung des Niedergangs der Römischen Sprache: „Diesen doppelten Verfall steigerten schließlich die fremden Einwanderungen auf den höchsten Punkt. Es war nun nicht mehr ein blosses Ausarten der herrschend gewesenen Sprache, sondern ein Abwerfen und Zerschlagen ihrer wesentlichsten Formen, oft ein wahres Misverstehen derselben [...] geschöpft aus dem vorhandenen Vorrate, allein oft widersinnig verknüpft.“<sup>172</sup> Je nach Geisteslage und Generationszugehörigkeit neigen Linguisten dazu, diesen Prozess als „erfolgreiche sprachliche Koproduktion“ multiethnisch zusammengesetzter Jugendgruppen zu umjubeln<sup>173</sup> oder aber ihn als mutwilligen Verzicht auf Ausdrucks- und Differenzierungsmöglichkeiten zu begreifen, wie sie die komplexe deutsche Standardsprache bietet.

---

169 Uwe Hinrichs, *Hab isch gesehen mein Kumpel. Wie die Migration die deutsche Sprache verändert hat*, in: *Der Spiegel*, Nr. 7, 2012, S. 104f.; hier S. 105.

170 Vgl. Jürgen Leibold/Steffen Kühnel/Wilhelm Heitmeyer, *Abschottung von Muslimen durch generalisierte Islamkritik?*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 2/2006, S. 3-10; hier S. 10; Karin Brettfeld/Peter Wetzels, *Muslimen in Deutschland. Integration, Integrationsbarrieren, Religion sowie Einstellungen zu Demokratie, Rechtsstaat und politisch-religiös motivierter Gewalt. Ergebnisse von Befragungen im Rahmen einer multizentrischen Studie in städtischen Lebensräumen*, Hamburg: Universität Hamburg 2007, S. 95.

171 Hinrichs, *Hab isch gesehen mein Kumpel* (wie Anm. 169), S. 104f.

172 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 244.

173 Heike Wiese, *Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht*, München: Beck, 2., durchges. Aufl. 2012, S. 14.

Welche sprachhistorischen Entwicklungen die neuen Einwanderungsbewegungen seit etwa 2010 mit sich bringen werden, ist noch ungewiss. Offensichtlich gut etabliert sind in deutschen Zuwanderermilieus bereits Türkisch, Arabisch, Russisch, Kurdisch, Albanisch sowie aus der EU-Binnenwanderung Rumänisch und Bulgarisch. Im Zuge der jüngsten Flüchtlingszuwanderung sind – um nur die Amtssprachen der zehn Haupterkunftsländer aus dem Jahre 2017 zu nennen – hinzugekommen: Paschti, Dari, Tigrinya, Farsi, Englisch, Somali und Französisch. Dabei ist das Problem des zugewanderten Analphabetismus noch gar nicht berührt.

Welche Folgen das für die Sprachentwicklung und damit, nimmt man Humboldt ernst, für die gesellschaftliche Entwicklung haben wird, kann niemand vorhersagen. Auch in der Politik weiß und sagt man, dass der Erwerb der Landessprache eine schlechterdings unverzichtbare Voraussetzung für die ökonomische, soziale und kulturelle Integration ist. Nur erzwingen kann man das nicht, und im Zweifelsfall will man es auch nicht. Denn das erforderte bildungs-, sozial- und migrationspolitische Entscheidungen, die wenig populär wären. Man lässt die Dinge treiben, sei es aus politischer Opportunität oder sei es aus Einsicht in die Aussichtslosigkeit solcher Maßnahmen.

In der Summe ergibt sich ein recht düsterer Befund: *„Das Deutsche wird nicht nur durch die demographische Entwicklung hinsichtlich seiner Sprecherzahl drastisch reduziert, sondern die kulturelle Mutlosigkeit seiner Sprecher, die verschwundene Liebe zu dieser Sprache und die Schulpolitik der deutschsprachigen Länder bereiten der Kultur-Sprache Deutsch ein Ende. Deutsch wird von einer voll ausgebauten Hochsprache zu einer auf private Kontexte bezogenen Vernakularsprache“*<sup>174</sup> – zu einer nicht standardisierten Sprachvarietät innerhalb des vormaligen deutschen Sprachgebiets also.

Das zeigt die Richtung an, in die sich die Entwicklung der deutschen Sprache in den nächsten Jahrzehnten wohl bewegen wird. Der sprachpolitische und sprachpädagogische Zeitgeist weist den Weg zu einer *„Erleichterungspädagogik“*, die schon bei der Rechtschreibreform Pate stand, die ihren Fortgang im didaktischen Konzept des *„Schreibens nach Gehör“* fand<sup>175</sup> und deren aktuellste Wucherung das Vordringen der *„Leichten Sprache“* ist.

Die Diskussion um diese *„Leichte Sprache“* ist ein in seiner Bedeutung noch stark unterschätztes Signal. Die *„Leichte Sprache“* teilt die Grundintention der Rechtschreibreform und führt sie noch einmal konsequent einen Schritt weiter:

---

174 Trabant, *Das Ende der Sprache* (wie Anm. 16), S. 29.

175 Zur kritischen Auseinandersetzung mit dieser didaktischen Verirrung, die gegen zähe Widerstände langsam wieder zurückgebaut wird, vgl. Angela Enders, *Der Verlust von Schriftlichkeit: Erziehungswissenschaftliche und kulturtheoretische Dimensionen des Schriftspracherwerbs*, Berlin: LIT 2007.

Was schwer ist, soll leicht gemacht werden. Ursprünglich für den engen Anwendungskreis der Behinderten konzipiert, zieht die „Leichte Sprache“ inzwischen ihre behördlichen, politischen und kommerziellen Kreise. Tatsächlich gibt es schon hoffnungsfrohe Prognosen, dass 40 % der Erwachsenen Adressaten dieser Sprachangebote sein könnten.<sup>176</sup> Es wird jedenfalls nicht lange dauern, bis die „Leichte Sprache“ in den Schulen mit hohem Migrantenanteil angekommen ist: als rudimentäres „*Interlanguage*“-Angebot für Zuwandererkinder – ähnlich wie die reduzierten Pidgin-Sprachen der Kolonien des 19. Jahrhunderts –, mit deren sprachlicher Sozialisation das deutsche Bildungswesen hoffnungslos überfordert sein muss.

Für die Entwicklung der deutschen Sprache werden in den nächsten Jahren die Weichen gestellt. Es ist nicht anzunehmen, dass sie in die richtige Richtung weisen werden. Sie werden eher, um noch ein letztes Mal mit Humboldt zu sprechen, zur „*Zerrüttung des Kulturzustandes*“ führen.<sup>177</sup>

Die Verantwortlichen in Politik, Pädagogik und Wissenschaft täten gut daran, sich noch einmal gründlich mit Humboldts Sprachphilosophie zu befassen.

---

176 Vgl. Peter Eisenberg, *Leichte Sprache*, in: *Das Argument* 58 (2016), S. 793-796; hier S.795.

177 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 293.



**Zur 250. Wiederkehr des Geburtstags  
von Wilhelm von Humboldt**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft  
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

**Band 39, September 2017**